

K 3412 F

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Sprachänderungen

August Ziegler

„Mit Maria hoffnungsfreudig
und siegesgewiß“

Joseph Schmitz

Erlebnisse um „Provida Mater“

Pater J. Kentenich

Säkularität als Sein

Benito Schneider

Gottergriffenes Leben mitten in
der Welt

Blick in die Zeit

Buchbesprechungen

7. Jahrgang

Heft 2

April 1972

Inhalt:

Sprachänderungen	49
August Ziegler	
„Mit Maria hoffnungsfreudig und siegesgewiß“	51
Joseph Schmitz	
Erlebnisse um „Provida Mater“	58
Pater J. Kentenich	
Säkularität als Sein	68
Benito Schneider	
Gottergriffenes Leben mitten in der Welt	75
Blick in die Zeit	87
Buchbesprechungen	93

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Herausgeber: Humberto Anwandter (Chile), Joseph J. Haas (USA), Dr. Rudolf Weigand (Deutschland), August Ziegler (Schweiz)

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn

Anschrift der Schriftleitung: 5414 Vallendar-Schönstatt, Höhrer Straße 91.

Verlag: ORBIS Wort und Bild GmbH., 44 Münster, Postfach 6329, Telefon 60435

Herstellung: Cramer, Greven

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 13,20 zzgl. Porto. Preis des Einzelheftes DM 4,—

Sprachänderungen

Die biblischen und liturgischen Texte, die seit dem Abschluß des II. Vatikanischen Konzils im deutschen Sprachraum herauskommen, weisen in zunehmendem Maße interessante sprachliche Veränderungen auf. Da stehen, wie wir jüngst in der Fastenzeit hören konnten, bei Mt 25 zur Linken des Richters nicht mehr Böcke, sondern Ziegen, obwohl es immerhin selbst nach der letzten, 1968 erschienenen Auflage des Bibel-Lexikons von Haag noch Böcke waren. Die Gottesmutter, die mit dem hl. Josef nach Bethlehem ging, um sich im Rahmen der angeordneten Volkszählung eintragen zu lassen, wird nicht mehr „gesegneten Leibes“ (so noch bei Otto Karrer) bezeichnet, sondern mit dem Prädikat „schwanger“ belegt — einer Vokabel, die höchstens noch im Alltag einer medizinischen Klinik üblich ist. Die vielleicht bekannteste und bezeichnendste Neu-Übersetzung dürfte wohl die der berühmten Isaias-Stelle 7, 14 sein; hieß sie bisher: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären,“ so wird sie nun wiedergegeben mit: „Siehe, die junge Frau wird empfangen . . .“

Gerade an dieser Neu-Übersetzung wird überaus deutlich, daß ein Wechsel in der sprachlichen Formulierung mehr sein kann als ein bloßer Austausch von Worten. Die Änderung der sprachlichen Aussage bedeutet oft genug eine Änderung der Sache, die ausgesagt wird. Das läßt sich auch an anderen Beispielen aufzeigen.

So wird in vielen Tagesgebeten der hl. Messe das lateinische „familia“ in den deutschen Meßbüchern nicht mehr mit „Familie“, sondern mit „Gemeinde“ wiedergegeben. An diesem Beispiel wird überdies offenbar, daß die Auswechslung eines Wortes häufig nicht nur dieses selbst, sondern einen größeren Zusammenhang betrifft. Das Wort „Gemeinde“ impliziert eine andere Grund- und Gesamtvorstellung von der Kirche, der kirchlichen Autorität und Struktur als das Wort „Familie“. So ist das mit vielen Worten: sie bezeichnen nicht nur den Begriff oder die Sache, die sie unmittelbar ausdrücken, sondern stehen für eine ganze Welt, eine Welt von Wirklichkeiten und Werten. Verändert man ein solches Wort, so bedeutet das nicht nur eine Änderung an einem einzelnen, isolierten Punkt, sondern wirkt sich auf das Ganze aus.

Von solchen Überlegungen und Einsichten her wird verständlich, weshalb der Gründer Schönstatts bis an sein Lebensende an der Sprache, die ihm und seinem Werke im Laufe der Jahrzehnte zugewachsen war, besonders aber an bestimmten Schlüsselbegriffen, mit bewußter Entschiedenheit fest-

gehalten hat. Dabei war es gerade die Sprache, die Pater Kentenich und Schönstatt immer wieder heftige Kritik einbrachte. So bezeichnete ein hochgestellter kirchlicher Gutachter vor einigen Jahrzehnten die Sprache Schönstatts als „fremdartig, mißverständlich, neuartig“. Ein anderer Gutachter aus den gleichen Jahren bemängelte, daß die „Sprachform“ Schönstatts „nicht-natürliche und nicht-traditionelle Wortprägungen“ enthalte. Qualifikationen wie „fremdartig“, „neuartig“, „nicht-traditionell“ hatten damals in der Kirche noch einen besonders schlechten Klang und konnten leicht zu einer Verklagung beim Hl. Offizium führen. Trotzdem war Pater Kentenich nicht zu Konzessionen zu bewegen. Noch auf der Oktoberwoche 1967, der letzten, die er seiner Schönstattfamilie hielt, erteilte er „Sprachreinigern“ in den eigenen Reihen, die — in durchaus bester Absicht — die Zeit für eine „Anpassung“ der Sprache Schönstatts gekommen meinten, eine im Ton milde, in der Sache klare Absage. Wohl traf er dabei eine Unterscheidung: „Wenn wir für andere sprechen, tun wir es in deren Art . . . Wir für uns reden unsere Sprache.“ Mit Recht machte Pater Kentenich bei dieser Gelegenheit auch darauf aufmerksam, daß jeder, der einen größeren Einfluß auf seine Zeit und Zeitgenossen gewinnen will, auf eine eigengeprägte Sprache Wert legt und Wert legen muß.

Sprache und sprachliche Formulierung ist mehr als ein äußerliches „Kleid“ und ein bloßes „Ausdrucksmittel“, das man beliebig wechseln kann. Sprache ist auf das engste mit der Sache selbst verbunden, ja man kann in einem gewissen Sinne sagen: Sprache ist die Sache. Selbstverständlich ist damit nicht ein Veto gegen jede sprachliche Fortentwicklung eingelegt. Solche Fortentwicklung hat sich in lebenden Sprachen fortwährend vollzogen und geht auch heute vor sich. Wer aber sprachliche Formulierungen, wie das heute in der Kirche vielfach geschieht, bewußt verändern will, muß den Zusammenhang von Sprache und Sache sorgfältig bedenken. Sonst bleibt unter Umständen die Sache, d. h. die Glaubensbotschaft, auf der Strecke.

—hn.

„Mit Maria hoffnungsfreudig und siegesgewiß“

Von August Ziegler

I

Horcht man in die heutige Welt hinein, forscht man nach, was Denker und Dichter unserer Zeit im Hinblick auf die Zukunft der Menschheit sagen, sind es keineswegs Stimmen der Zuversicht, die uns entgegen klingen, sondern vielmehr Stimmen tiefer Besorgnis, Angst, ja Hoffnungslosigkeit. Das ist „die große Zeitkrankheit, an der Millionen und aber Millionen leiden – die Angst! Es ist nicht zuviel gesagt: Alle fünf Kontinente leben in einer Neurose, die ständig zunimmt. Wie ein grauer Schleier senkt sich heute die Angst auf die gigantischen Groß-Städte der Welt, dringt in die Luxusappartements der Hotels ebenso ein wie in die zahllosen Einheitswohnungen der Wolkenkratzer und der Hinterhöfe. Angst vor der Atombombe, vor dem Straßenverkehr, vor dem Lärm, vor dem Nachbarn! Angst vor der Zukunft, vor dem ‚kalten Krieg‘, vor dem nächsten kommenden ‚heißen Krieg‘; Angst um die Existenz, um die Gesundheit, um die Frau, um die Kinder beherrscht heute fast neunzig Prozent der Menschen.“ So sieht ein Schriftsteller unserer Tage die innere Verfassung der meisten Menschen.¹

„Sei geschäftig, sonst verzweifelst du!“ rät der amerikanische Erfolgsautor Dale Carnegie seinen Lesern. Dieter Oberndörfer bemerkt dazu in seiner Studie über die amerikanische Gesellschaft: „Die Daseinsverfassung des Menschen in der atomisierten Gesellschaft kann durch psychologische Manipulation verdeckt, doch nie vollständig beseitigt werden. Hinter dem steten Lächeln, hinter der gewandten Lebensartistik, der raffinierten Selbstaufmunterung verbirgt sich die Verzweiflung des einsamen Menschen in der entzauberten Welt des ‚Es‘.“²

Edgar Hederer charakterisiert in der Einleitung zu seinem Buch „Das deutsche Gedicht vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert“ die moderne Lyrik so: „Nicht zufällig haben fast alle Gedichte, der wenigen, die wir noch aus dem 20. Jahrhundert wählten, drei Themen: Einsamkeit, der Herbst, der Wanderer.“³

¹) Charles Waldemar: „Jung und gesund durch Yoga“, Goldmann Verlag München 1960, S. 13.

²) Dieter Oberndörfer: „Von der Einsamkeit des Menschen in der modernen amerikanischen Gesellschaft“, Verlag Rombach, Freiburg i. Br. 1958, S. 153.

³) „Das deutsche Gedicht vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert“. Auswahl und Einleitung von Edgar Hederer. Fischer-Bücherei Nr. 155, S. 20.

Herbert von Einem, Professor der Kunstgeschichte in Bonn, stellt eine ähnliche Grundstimmung, ein ähnliches Grundthema fest bei den modernen Vertretern der bildenden Künste: „Trauer, Leid, ja sogar Verzweiflung liegen den modernen Künstlern näher als Hoffnung, Freude, Trost.“⁴

II

Nicht nur das unreflexive Lebensgefühl der Völker und das feine Gespür, mit dem Dichter und Künstler Grundströmungen und Entwicklungen der heutigen Zeit wahrnehmen, zeigen Besorgnis, Angst, Hoffnungslosigkeit als vorherrschende Grundstimmung an, auch Gelehrte und Forscher, die sich mit wissenschaftlicher Nüchternheit und Akribie dem Studium der Tatsachen widmen, kommen, je länger je mehr, zu Zukunftsprognosen, die keineswegs „hoffnungsfreudig und siegesgewiß“ klingen, sondern tiefe Skepsis, Pessimismus und Ausweglosigkeit zum Ausdruck bringen. Sie sehen die Zukunft der Menschheit von zwei Seiten her ernst bedroht und zweifeln, ob die drohenden Katastrophen noch abgewandt werden können. Die einen befürchten, daß die Katastrophe von außen komme, durch die Zerstörung des äußeren menschlichen Lebensraumes, sei es durch einen Atomkrieg oder durch die fortschreitende Umweltverschmutzung. Wie in einer Landschaft, in der Wasser, Luft und Erde vergiftet sind, alles pflanzliche und tierische Leben zugrunde geht, so könne es der ganzen Menschheit auf der Erde ergehen. Andere sehen das Verhängnis von innen kommen: die moderne unnatürliche Lebensweise führe zu einer fortschreitenden körperlichen und geistigen Degeneration der Menschen, die mit der Zeit so weit fortschreite, daß der Mensch nicht mehr lebensfähig sei. Hören wir, was Denker und Forscher unserer Zeit zu diesen Zukunftsaussichten sagen.

Karl Jaspers sah mit der Entbindung der Atomkräfte die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Zerstörung der ganzen Menschheit angebrochen. „Im Werden zum Menschen sind wir, durch unsere technischen Hervorbringungen in diese neue Situation, ohne jemandes Absicht, geraten, fähig, das Ende nicht nur wie schon immer des Einzelnen durch Selbstmorde, sondern der Menschheit herbeizuführen . . . Die Situation ist unwiderruflich: Der Mensch kann die Menschheit und alles Leben auf der Erde durch sein eigenes Tun auslöschen. Der bloße Verstand sagt ihm, es sei wahrscheinlich, daß dieses Ende in den kommenden Jahrzehnten vollzogen werde.“⁵

In ihrer Nummer vom 29. Januar 1971 berichtete die „Weltwoche“ über ein Symposium der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, das sich mit der Zerstörung und Rettung des natürlichen Lebensraumes für den

⁴) „Das ist der Mensch“. Beiträge der Wissenschaft zum Selbstverständnis des Menschen. Krömer-Verlag Stuttgart, S. 100.

⁵) „Wo stehen wir heute?“ C. Bertelsmann-Verlag Gütersloh 1960, S. 41.

Menschen befaßte. Wissenschaftler aus verschiedenen Ländern trugen dabei ihre Ansichten vor. In krassem Gegensatz zu jahrhundertealten Wunschträumen sprach Prof. Karl Schmid nicht vom kommenden Paradies auf Erden, sondern von der „Wüste“, auf die wir uns hinbewegen. Ebenso alarmiert Schulratspräsident Minister Dr. J. Burckhart: „Unsere Söhne und Töchter sind jung genug, um erleben zu müssen, daß ihr Lebensraum wirklich infernalisch wird, wenn nicht wesentlich mehr zu seiner Schonung und Rettung geschieht als jetzt.“ Prof. H. Mislin von der Universität Mainz: „Die fatalen Rückwirkungen einer unaufhaltsam anwachsenden Erdbevölkerung auf Boden, Wasser, Luft und Lebewelt haben derart stark zugenommen, daß die Beanspruchung der Natur durch den Menschen zu einer verhängnisvollen Überbeanspruchung des Lebensraumes geworden ist.“ Nach dem Mediziner Prof. G. Töndury „besteht die Gefahr, daß wir alles, was wir in einem Jahrhundert durch den Sieg über die Infektionskrankheiten und die Verbesserung des Lebensstandards gewonnen haben, wieder verlieren . . . Das Gleichgewicht zwischen dem körperlich-seelischen Sein des Menschen und seiner Umwelt, die er selbst geschaffen hat, fehlt. Eine Anpassung ist auch nicht möglich, wenn die Entwicklung in diesem Tempo weitergeht.“⁶

In der Oktober-Nummer 1971 der „Frankfurter Hefte“ hat Grover Foley in einem Artikel dargelegt, wie in neuester Zeit auch amerikanische Forscher – entgegen dem ursprünglichen Optimismus – mehr und mehr pessimistische Zukunftsprognosen stellen. Er berichtet darin über das im Frühjahr 1971 erschienene Buch „World Dynamics“ von Jay Forrester:

„Mit Hilfe eines Computers und eines Teams von Systemanalytikern untersucht Forrester das ‚vierfache Dilemma‘ der Zukunft: schwindende Naturvorräte, Nahrungsmittel, Überbevölkerung und Umweltverpestung. Der ausgesprochene Pessimismus seiner Schlußfolgerungen überrascht ihn sogar selber. Zum ersten muß er feststellen, daß unser Glaube an die superindustrielle Gesellschaft und eine ständige Produktionssteigerung ‚total unrealistisch‘ ist. Die technologische Gesellschaft hat jetzt ihren Höhepunkt erreicht; das Goldene Zeitalter ist heute, nicht in der Zukunft. Zweitens: Rein technische Lösungen für unsere Probleme zu suchen, ist ein Irrweg, da technische ‚Ausbesserungen‘ letztlich unsere Probleme nur noch verschärfen werden. Drittens: Selbst eine drastische Reduktion der Bevölkerung oder Umweltverschmutzung bietet kaum Anlaß zur Hoffnung, da die Probleme sehr viel tiefer liegen: nämlich in der Industrialisierung selber.

⁶) „Die Weltwoche“ – Unabhängige Schweizerische Wochenzeitung, Zürich.

Dieser Pessimismus ist schlichter Realismus. Die fatalistische Einstellung ist ihm genauso fremd wie der Schwermut des Existenzialismus, er verliert sich nicht in Weltschmerz, sondern in Liebe zum Leben. Jay Forrester ist nicht vom Unglück fasziniert, sondern durch die Fakten überwältigt, die wir ignorieren.“⁷

III

Wenden wir uns dem Unheil zu, daß den kommenden Generationen von innen her droht: vom fortschreitenden Zerfall der biologischen und geistigen Substanz des Menschen. Dieses Übel droht auch dann, wenn es gelingt, die Gefahren von außen — Atomkrieg und Umweltvergiftung — zu überwinden, weil es in der Lebensweise des modernen Menschen begründet ist. Der große Biologe und Nobelpreisträger Alexis Carrel hat in seinem berühmten Werk „L'homme - cet inconnu“ — übersetzt: „Der Mensch, das unbekannte Wesen —“ schon vor Jahrzehnten darauf aufmerksam gemacht, daß die Lebensweise der modernen Industrie-Gesellschaft so ungesund und unnatürlich sei, daß sie zu einer fortschreitenden Degeneration der Menschen führe.

„Wir wissen von den Zöglingen der modernen Erziehung, daß sie viel Schlaf, gute Kost und ein regelmäßiges Leben brauchen. Ihr Nervensystem ist zart; sie ertragen das Leben in den großen Städten nicht, die Hast des Büros, die Sorgen des Geschäfts, nicht einmal die täglichen Schwierigkeiten und Kalamitäten des Lebens. Oft genug kommt es zum völligen Zusammenbruch. Vielleicht sind die Triumphe der Hygiene, der Medizin, der modernen Erziehung, doch nicht so ungetrübt, wie man uns glauben macht . . . Kinderruhr, Tuberkulose, Diphtherie, Unterleibstypus werden zwar ausgerottet, an ihre Stelle sind aber die Entartungskrankheiten getreten. Daneben beobachtet man zahlreiche Fälle von nervösen Störungen und geistigen Schäden. In manchen Staaten übersteigt die Zahl der Kranken in den Nervenheilstätten die Gesamtzahl aller übrigen Krankenhausinsassen. Geistiger Rückgang aber ist für die Kultur noch gefährlicher als die ansteckenden Krankheiten, denen die Hygieniker und Ärzte bisher ausschließlich ihre Sorgfalt zugewandt haben.“⁸

In seinem Buch „Die heile Gesellschaft“ weist der deutsche Arzt Dr. Peter Beckmann aus einer langen ärztlichen Erfahrung auf das gleiche Phänomen hin: „Nehmen wir die körperliche Degeneration als Zeichen der Schädigung, so finden wir sie bei allen Völkern, deren zivilisatorische Lebensbedingungen sich in den letzten 50 Jahren rasch verbessert haben. Ausgedehnte Unter-

⁷) „Frankfurter Hefte“. Deutsche Monatsschrift. Oktober-Heft 1971.

⁸) Alexis Carrel: „Der Mensch — das unbekannte Wesen“. Listbücherei Nr. 45, S. 26/27.

suchungen, die von amerikanischer Seite gemacht worden sind, zeigen den erschreckenden Umfang der körperlichen Degeneration in Spanien, England, Amerika, Kanada, Frankreich und Deutschland. Sprechen wir von der nervösen Unruhe, von dem psychologischen Verhalten, das zur Erschöpfung führen muß und uns heute eine Unmenge schwieriger Patienten zur Behandlung bringt, so ergeben Untersuchungen in den gleichen Ländern die gleichen Resultate.“⁹

Der französische Dichter und Philosoph Antoine de Saint-Exupéry schrieb im Juli 1943 — damals als Kampfflieger eingesetzt — in einem Brief an einen befreundeten militärischen Vorgesetzten: „Ich bin traurig für meine Generation, die jeder menschlichen Substanz entleert ist. Die nur Bars, Mathematik und Rennwagen als Form des geistigen Lebens kennengelernt hat . . . Was wird aus den Vereinigten Staaten und aus uns, ja auch aus uns in dieser Epoche eines allgemeinen Funktionärstums? Der Epoche des Robotermenschen, des Termitenmenschen . . . des Menschen, der seiner ganzen Schöpfungskraft beraubt wurde und der nicht einmal mehr in seinem Dorf einen Tanz oder ein Lied hervorzubringen vermag. Des Menschen, den man mit Konfektionskultur, mit Standardkultur versorgt, so wie man das Rindvieh mit Heu versorgt. So sieht er aus, der Mensch von heute. — Es geht um den Sinn des Menschen, und es ist keinerlei Antwort angeboten; so habe ich den Eindruck, daß wir den schwärzesten Zeiten der Weltgeschichte entgegen gehen.“¹⁰

IV

Klingt es angesichts solcher Prognosen nicht naiv optimistisch und wirklichkeitsfremd, wenn Pater Kentenich als Grundhaltung und Losung für den Gang in die Zukunft vorschlägt: „Hoffnungsfreudig und siegesgewiß“ hinein in die neueste Zeit! Hat er die äußere und die innere Lage, in der sich die menschliche Gesellschaft heute befindet, denn nicht gesehen? Ist er ein weltferner und wirklichkeitsfremder Idealist gewesen? Wer Pater Kentenich auch nur einigermaßen kennengelernt hat, weiß, daß er sich in keiner Weise Illusionen oder Utopien hingegeben hat, sondern stets die vorliegende und vorgegebene Wirklichkeit als Ausgangspunkt all seines Denkens und Strebens nahm, und daß er auch die Lage der heutigen Menschheit äußerst realistisch betrachtet und beurteilt hat. Er gab sich vollkommen Rechenschaft über die sehr ernste und bedrohliche Lage, in der sich die heutige Welt befindet. Immer wieder sprach er von der „verworrenen und chaotischen Seelen- und Weltlage“, der wir heute gegenüberstehen. Er bezeichnete

⁹) Peter Beckmann: „Die heile Gesellschaft“. Glock und Lutz Verlag Nürnberg, S. 125.

¹⁰) „Die Stimme des Menschen — Briefe, Aufzeichnungen aus der ganzen Welt von 1939-1945.“ Piper Verlag München 1961, S. 374/375.

unsere Zeit immer wieder als eine „apokalyptische“, gekennzeichnet durch „ein Knäuel schwerster Katastrophen in der physischen, in der moralischen und in der sozialen Ordnung“.¹¹

Er sah die Situation der heutigen Welt noch realistischer, ernster, bedrohlicher als die meisten Zeitgenossen. Außer den von den modernen Forschern und Gelehrten aufgezeigten schlimmen Tatsachen und Entwicklungen sieht er noch andere, schlimmere, die unsere Lage noch aussichtsloser erscheinen lassen. Es handelt sich dabei um Tatsachen und Entwicklungen, die nur vom Glauben her, mit übernatürlichem Erkenntnislicht erfaßt werden können. Pater Kentenich sah vor allen zwei hinzukommende, äußerst schwerwiegende Tatbestände: den fortschreitenden Abfall von Gott, der notwendigerweise zu einem fortschreitenden Zerfall des Menschen und der bestehenden Gesellschaftsordnung führt; und den außergewöhnlich starken Einfluß der dämonischen Mächte, der nach seiner Ansicht in der gegenwärtigen Phase der Menschheitsgeschichte vorhanden ist und sich nur unheilvoll auswirken kann. „Es gibt Zeiten im Ablauf der Geschichte — auch der Kirchengeschichte —, da sind die teuflischen Mächte in der Hölle losgelassen, und die galoppieren durch die Welt in einer Sieghaftigkeit beispielloser Art . . . Das ist die Situation von heute.“¹² Diese beiden Unheilsfaktoren — Verlust der Verbundenheit mit Gott und Verfallensein an dämonische Mächte — betrachtet Pater Kentenich aus zwei Gründen als die schlimmsten, weit schlimmer als alle anderen: Erstens weil sie Wurzel für alle andern schlimmen Tatsachen und Entwicklungen sind. Der Abfall von Gott führt auf die Dauer immer zum Zerfall des Menschen und der menschlichen Gesellschaft. Und der Einbruch dämonischer Mächte steht am Anfang der ganzen menschlichen Unheilsgeschichte. Zweitens kann der Mensch diese beiden Unheilsfaktoren nicht aus eigener Kraft ausschalten und überwinden.

Die anderen inneren und äußeren Unheilsfaktoren, von denen die heutigen Wissenschaftler reden, liegen auf natürlicher Ebene und können mit entsprechender Anstrengung von Menschen mit eigenen Kräften gemeistert werden. Aber aus dem Zustand des Abgefallenseins von Gott und des Verfallenseins an teuflische Mächte kann kein Mensch sich selber befreien und herausarbeiten. Die Gnade Gottes und die Macht des Teufels stehen nicht in der Verfügungsgewalt des Menschen. Nur Gott kann die Mächte des Bösen in die Schranken weisen und den Menschen aus seiner Gottverlassenheit wieder herausholen. Nach Auffassung Pater Kentenichs kann darum nur eine neue Initiative Gottes, ein neuer Einbruch göttlicher Kräfte die Menschheit vom schlimmsten Unheil, dem sie verfallen ist, retten.

¹¹) Herta Schlosser: „Der neue Mensch — die neue Gesellschaftsordnung.“ Schönstatt-Verlag Vallendar 1971, S. 309.

¹²) Exerzitienvortrag am 24. August 1967 in Münster.

V

Hier stehen wir nun am Punkt, der uns den Zugang öffnet zur optimistischen Zukunftshaltung Pater Kentenichs. Von hier aus verstehen wir, warum er trotz der nach menschlichem Ermessen aussichtslosen Lage der heutigen Menschheit voller Zuversicht ist. Er ist nämlich überzeugt, daß Gott bereits eine rettende Initiative ergriffen hat, daß ein Einbruch neuer göttlicher Kräfte in unserer Zeit bereits erfolgt ist, und daß diese Initiative Gottes, dieses Einströmen göttlicher Kräfte fort dauert, immer größere Ausmaße annimmt und im Laufe der kommenden Jahrzehnte und Jahrhunderte ihr Ziel erreichen wird. Pater Kentenich sieht diese neue Initiative Gottes in den Erneuerungskräften, die in unserm Jahrhundert in der Kirche aufgebrochen sind, vor allem auch von Schönstatt aus, hier unter der besonderen Initiative und Führung der Mutter des Herrn. Das war seine Überzeugung: „Gott ergreift in der lieben Gottesmutter für die heutige durchwühlte, kranke und krankhafte Zeit eine neue Initiative. Sie hat die Aufgabe, der heutigen Welt wieder Christus zu gebären . . . Sie wird siegen und triumphieren über all das Unheil der heutigen Zeit, siegen und triumphieren auch über die massenhaft auftretenden Siege der diabolischen Mächte in der heutigen Weltgeschichte.“¹³

Auf Grund dieser Überzeugung von einer neuen göttlichen Initiative, die bereits eingesetzt hat, blickt er „hoffnungsfreudig und siegesgewiß“ in die Zukunft. Wenn Gott schon einmal eingreift, dann wird er das Rettungswerk zu Ende führen, dann wird er siegen über alle Schwachheit des Menschen und über alle Mächte des Teufels.

Pater Kentenich sieht eine heilsgeschichtliche Sendung der Muttergottes darin, den Menschen gerade in jenen Augenblicken zu Hilfe zu kommen, die von schicksalshafter Entscheidung sind, in denen sie sonst der eigenen Schwachheit und der Übermacht des Bösen Feindes erliegen müßte.

Das gilt besonders für apokalyptische Zeiten. „Mit Recht nennt man die Gottesmutter auf der einen Seite die Mitspielerin des Heilandes beim Erlösungswerk, auf der anderen Seite ist sie aber auch mit dem Heiland die Gegenspielerin gegen die teuflischen Mächte. Und wir ahnen nunmehr: Wo teuflische Mächte ins Spiel hineingezogen sind, da wird jederzeit im rechten Augenblick auch die Gegenspielerin mit dem Gegenspieler auf den Plan treten . . . Im Ausmaß als der Teufel arbeitet in einer Zeitepoche, im selben Ausmaß wird auch die Gottesmutter sich an ihre Sendung erinnern dürfen und müssen“.¹⁴

¹³) Predigt am 22. August 1965 in Milwaukee.

¹⁴) Vortrag an die Schönstattfamilie am 1. Mai 1966 in Schönstatt.

Weil aber Maria den diabolischen Mächten gegenüber immer die überlegene, sieghafte ist, bedeutet eine neue Initiative ihrerseits immer den sieghaften Einbruch und Aufbruch göttlicher Kräfte in der Geschichte der Menschheit. Auf der andern Seite folgt daraus ein Zurückdämmen und Überwinden diabolischer Mächte.

Die Losung Pater Kentenichs lautet darum nicht einfach: „hoffnungsfreudig und siegesgewiß“ in die Zukunft; die beiden Worte „mit Maria“ gehören wesentlich dazu. Sie wollen besagen: wir dürfen und sollen deshalb „hoffnungsfreudig und siegesgewiß“ in die Zukunft schreiten, weil Maria mit uns ist, weil sie sich mit uns verbündet hat, die seit Anbeginn die „Hoffnung der Menschheit“ und „Siegerin über alle diabolischen Mächte“ genannt wird.

Erlebnisse um „Provida mater“

Von Joseph Schmitz

Vor 25 Jahren gewährte die Constitutio „Provida Mater“¹ den Säkularinstituten den kirchenrechtlich gesicherten Lebensraum innerhalb der Gemeinschaften des Vollkommenheitsstandes. Am 12. März 1947, am Krönungstage Papst Pius' XII., wurde sie im „Osservatore Romano“ veröffentlicht, mit der Datierung vom 2. Februar, Fest Maria Lichtmeß, 1947. Ein neuer Einschnitt war damit für die im Laufe der Kirchengeschichte in vielen Formen segensreiche Entfaltung der Verwirklichung des Vollkommenheitsstrebens gegeben, „nicht ohne besondere Fügung der göttlichen Vorsehung“, wie „Provida Mater“ (9) sagt. Bereits seit Mitte des vorigen Jahrhunderts waren verschiedene derartiger Gemeinschaften entstanden, ohne daß dafür eine rechte kirchenrechtliche Form gefunden wurde, und es dauerte noch lange, bis eine solche im Gefüge des kirchlichen Lebens geschaffen wurde. Eine kleine Episode mag das beleuchten. P. Gemelli, der Begründer der Katholischen Universität Mailand, der auch drei Säkular-

¹) Gesetz über die „Weltlichen Institute“. Die Bezeichnung des Dokumentes „Provida Mater“ ist von seinen Anfangsworten genommen.

institute ins Leben gerufen hatte — für Priester, für Männer und für Frauen —, erzählte bei einer Konferenz der Säkularinstitute in Fidenza im Jahre 1956, die Schwestern seines Institutes hätten eines Tages Papst Pius XI. eine neue Tiara überreicht und dabei dem Heiligen Vater gesagt, darin fehle noch ein Stein. „Wieso?“, fragte der Papst. „Nun, es fehlen darin noch die Säkularinstitute.“ Darauf antwortete der Papst: „Schon mehrmals habe ich dies meinen Kardinälen vorgetragen und schon mehrmals haben sie es mir abgeschlagen“. Papst Pius XII. hat dann in Erkenntnis der Notwendigkeit entschlossen den Schritt getan.

Kurz vor der Veröffentlichung hatte P. Kentenich, der Gründer des Schönstattwerkes und darin mehrerer Säkularinstitute, eine Unterredung mit Bischof Hudal in Rom über die Auffassung der Kirche hinsichtlich solcher Gemeinschaften. Dabei sagte dieser, eine Stellungnahme sei noch nicht zu erwarten, sonst wisse er darum. Am folgenden Tage wurde die Constitutio „Provida Mater“ veröffentlicht.

1.

Bereits seit Februar des Jahres 1947 weilte P. Dr. Menningen in Rom, um mit verantwortlichen Stellen Fühlung zu bekommen in der Frage, wie die Neugründung in Schönstatt, also zunächst die Gemeinschaft der Marienschwestern, den kirchenrechtlichen Ort finden könnte, der ihrem Wesen und der Struktur entsprechen würde. Die Fühlungnahme geschah in einem von der Vorsehung günstig gewählten Augenblick, nämlich als die Constitutio promulgiert wurde. Diese hatte eine Vorgeschichte. Eine Reihe von Gemeinschaften, die nicht in das bisherige Religiosenrecht sich einreihen wollten, sondern eine Möglichkeit wünschten, die dem erwachenden Verständnis für die Aufgaben des Laien im Reiche Gottes gerecht würde, dabei aber andererseits die tragende Form einer Gemeinschaft gewähren würde, ähnlich wie bei bisherigen Ordensgemeinschaften, war um kirchenrechtliche Approbation eingekommen. Man wollte mehr sein als eine Pia Unio²⁾, jedoch andererseits keine eigentliche Kongregation bilden, die dem Religiosenrecht untersteht. Solche Gemeinschaften hatten sich in Spanien, Italien, der Schweiz usw. gebildet. Wo sollten sie eingeordnet werden: in die Reihe der Pia Uniones, die der Konzilskongregation unterstehen, oder der Gemeinschaften der Religiosen, also der Religiosenkongregation untergeordnet? Die Frage wurde im letzteren Sinne entschieden, sie sollten den Gemeinschaften des Vollkommenheitsstandes angehören, aber keine eigentlichen

²⁾ „Fromme Vereinigung“: eine Gemeinschaft in der Kirche, die nach dem Kirchenrecht einen loseren Zusammenschluß im Unterschied zu „Religiosen-Gemeinschaften“ darstellt.

Religiösen sein. So ordnete Papst Pius XII. an, daß die neue Konstitution promulgiert werden sollte, zu Ehren der Gottesmutter auf den 2. Februar 1947 datiert.

P. Kantenich war etwas später als P. Menningen vor Beginn seiner großen Visitationsreise nach Südamerika und wie geplant nach Südafrika ebenfalls nach Rom gekommen. Er reiste am 9. Februar in Schönstatt ab, weilte bis zum 25. Februar in der Schweiz, um dort Exerzitienkurse zu halten. In Rom traf er am 26. Februar ein. Für eine Audienz beim Heiligen Vater war um diese Zeit die Situation wenig günstig. Fast schien es, als solle sie ganz ausfallen. Am 11. März (also am Jahrestag der Einlieferung P. Kantenichs in das Konzentrationslager Dachau) trifft telefonisch die Nachricht ein, daß die Audienz am 14. März stattfindet. Man kann über diesen seinen Besuch in Rom das Wort schreiben, das St. Paulus von seiner Mission einst schrieb: „Es hat sich für uns eine Tür aufgetan“, denn durch mancherlei Fühlungnahme in dieser Zeit konnte der Gründer in Rom notwendige Klärungen herbeiführen. An der Audienz nahmen teil: der damalige General der SAC, P. Dr. Hoffmann, und P. Dr. Menningen. Der Heilige Vater meinte scherzend zu P. Kantenich, er sehe nach den Strapazen von Dachau noch gut aus, als habe er eine Kur dort mitgemacht. Der Gründer legte dar, daß er in Verbindung mit seiner Visitationsreise ins Ausland noch Rom gekommen sei, um in den in Frage stehenden Rechtsverhältnissen bezüglich der Marienschwestern eine Klärung herbeizuführen. Nach der Veröffentlichung der Constitutio sei das aber überflüssig geworden. Er danke dem Heiligen Vater für das bedeutungsvolle Dokument und verspreche ihm, nach Kräften mitzuhelfen, daß die Instituta Saecularia dem Wohle der Kirche dienen und in ihrer Art an der Rettung der christlichen Gesellschaft mitwirken. Er berichtete über den Stand der Marienschwestern und überreichte einige Dokumente: eine kurze Denkschrift über die Apostolische Bewegung von Schönstatt und ein diesbezügliches Schreiben des Erzbischofs Dr. Bornewasser von Trier. Er brachte dem Heiligen Vater seine Huldigung und das Gelöbnis zum Ausdruck, sich in christlicher Treue einzusetzen für die Wünsche und Anordnungen Sr. Heiligkeit. Der Heilige Vater hörte aufmerksam zu und sagte manchmal, mit dem Kopf nickend, dazwischen: „Sehr gut“ oder „Sehr schön“. Er fragte, als die Rede auf die Konstitution kam: „Sind Sie damit zufrieden? Ist es das, was Sie erwartet haben?“ Er dankte für das Treueversprechen und sagte zum Schluß: „O, sehr gerne geben Wir dazu Unseren Apostolischen Segen“. Das Gespräch ging dann zwischen dem Heiligen Vater und P. General bzw. P. Kantenich noch weiter über das Werk Vinzenz Pallottis, über die Opfer des Krieges und der Glaubenskämpfe. Zum Schluß erteilte der Heilige Vater den Segen für den Gründer und sein Werk.

Am folgenden Tage trat der Herr Pater seine Fahrt nach Südamerika an. Er war im Besitz eines wertvollen Passes, einer Art Diplomatenpaß, den ihm der Hl. Stuhl ausgestellt hatte. Er hat ihn in den folgenden Jahren für seine umfangreichen Visitationsreisen in verschiedenen Erdteilen sorgfältig gehütet. Im Laufe der Zeit wurde dieser Paß mit den vielen Visa der besuchten Länder zu einem umfangreichen Dokument; er wird aufbewahrt unter den Erinnerungen im Besitz der Marienschwestern. Auf Grund dieses Passes konnte er vor allen anderen Fahrgästen das Flugzeug besteigen, das ihn in 30 Stunden nach Südamerika führte.

2.

Ende März 1947 konnte ich nach Rom reisen. Es war die schwierige Zeit der Besetzung in Deutschland, eine Zeit der großen Armut. Selbst innerhalb des Landes war das Reisen schwer. An einen Auslandspaß zu kommen, bestand keine Aussicht. Schwester M. W., die zur Zeit als Sekretärin bzw. Referentin in der mir aufgegebenen Diözesanarbeit tätig war, ging entschlossen zum General des englischen Hauptquartiers, das in Münster lag, und ich erhielt zum Erstaunen aller einen Paß für eine Reise nach Rom. Die Gelegenheit wurde vom Domkapitel in Münster genutzt, denn bereits ein Jahr lang bestand nach dem Tode von Klemens August Kardinal von Galen die Sedisvakanz. Der Päpstliche Nuntius saß in Süddeutschland, eine Verständigung war schwierig. Wie sich später herausstellte, war Korrespondenz mit der Namensliste für die Wahl des neuen Bischofs verlorengegangen. Als Vertreter des Domkapitels gab mir Regens Franken ein Schreiben an Papst Pius XII. mit, den er persönlich kannte.

Am Vorabend von Gründonnerstag kam ich nach mehrtägiger nicht leichter, an Erlebnissen reicher Fahrt über Schönstatt und die Schweiz — wo man mir behilflich war, die finanzielle Regelung zu finden, denn von Deutschland aus bestand dafür keine Möglichkeit — in Rom an. Gastliche brüderliche Aufnahme fand ich im Generalat der Pallottiner. P. Dr. Menningen weilte schon dort, und in der Folgezeit trafen aus Übersee die einen oder anderen Teilnehmer für das im Mai beginnende Generalkapitel der SAC ein.

Vielerlei Gespräche ergaben sich in dieser Zeit über das Schönstattwerk und die neuen kirchenrechtlichen Möglichkeiten. Zahlreiche Besuche machte ich mit P. Menningen bei Instituten, die bereits eine der Constitutio „Provida Mater“ entsprechende Lebensform zu verwirklichen sich bemühten. Wir machten ebenfalls Besuche bei der Religiösenkongregation, um weiter die neue kirchenrechtliche Form zu ventilieren und für uns entsprechend anzuwenden.

Bei einem ausgedehnten Spaziergang am ersten Ostertag auf dem Monte Gianicolo führte ich eine lange Unterredung mit dem immer liebenswürdigen und besorgten P. Dr. Hoffmann, dem damaligen General der Gesellschaft, über brennende Fragen der Gründung. Dabei tat er den Ausspruch, sie hätten in der Gesellschaft eigentlich ganz die ursprüngliche Idee und Zielsetzung des Gründers Vinzenz Pallotti aus dem Blick verloren. Bei den letzten Generalkapiteln sei sie nicht mehr zur Geltung gekommen. Sie wären ganz steckengeblieben in den missionarischen Aufgaben. Besonders war das von Deutschland aus so zu sehen, denn die deutsche Provinz konnte sich infolge der Kulturkampfgesetze nur niederlassen, wenn sie sich für die Afrika- bzw. Auslandsmission etablierte. Er fügte hinzu: Die bloße Existenz des Schönstattwerkes hat uns die Rückbesinnung auf Pallotti und sein Wollen geschenkt. Im anschließenden Generalkapitel kam das ebenfalls zum Ausdruck.

Bei den Besuchen um „Provida Mater“ begegneten wir auch dem eben entstandenen „Opus Dei“, und zwar in seinem Vertreter Don Portillo, einem führenden Mitglied der Bewegung, der bereits in der Religiösenkongregation als Sachbearbeiter für die Säkularinstitute eine Aufgabe hatte. Nach anfänglicher vorsichtiger Zurückhaltung (die Gemeinschaft beachtete damals sehr stark Diskretion über Art der Gemeinschaft und Zugehörigkeit der Mitglieder — man nannte das „votum humilitatis“), zumal gegenüber P. Menningen als Angehörigen einer Religiosengemeinschaft, öffnete er sich bei einem nächtlichen Besuch mehr, als ich darauf hinwies, ich wäre von der Katholischen Aktion in Deutschland her sehr an manchen Fragen interessiert. Dabei hatte ich meine Verantwortung für die Frauenseelsorge in der Diözese Münster und damals für das gesamte Bundesgebiet im Auge. Er erzählte uns dann, daß er vor einigen Jahren noch Ingenieur gewesen sei, jetzt sei er Priester und habe seinen Platz in der Religiösenkongregation. Ein ruhiger, wohlüberlegender, tiefgläubiger Spanier. Er gab uns weitgehenden Einblick in den damaligen Stand der Gemeinschaft.

Bald machte ich einen Besuch bei Msgr. Larraona (jetzt Kardinal), dem Sekretär der Religiösenkongregation. Präfekt dieser Kongregation war damals der schon betagte Kardinal Lavitrano. Larraona ist wohl anzusehen als einer der Hauptinitiatoren für die Lex „Provida Mater“, ein aufgeschlossener Spanier, er gehört der Gemeinschaft der Claretiner an. Großes Verständnis hatte er für die Eigenart unserer Gemeinschaftsformen. Ich stellte ihm die Frage, ob die Lex „Provida Mater“ auch auf Priester, und zwar Diözesanpriester anzuwenden sei. Er bejahte diese Frage. Das genügte vorerst, denn wir wollten ja noch nicht stärker in den Blickkreis der Kongregation treten. Als ich Ende April wieder abgereist war, ließ Msgr. Larraona in der Casa Pallotti nach mir fragen. Er hatte Bedenken bekommen, ob es wirklich

möglich sei, daß Diözesanpriester sich in der Form eines Säkularinstituts zusammenschließen könnten. Daraus ergab sich in der Folge eine Korrespondenz, die die Frage positiv klärte, besonders aber im folgenden Jahr ein weiteres Gespräch, von dem unten berichtet wird.

Ein Bedenken, das Msgr. Larraona ein Säkularinstitut für Diözesanpriester — denn das wollten wir unbedingt bleiben — fragwürdig erscheinen ließ, war dies: Wenn der Bischof das Verfügungs- bzw. Versetzungsrecht bei seinen Priestern behält und ausüben kann, was bleibt dann noch für das notwendige regimen internum der Gemeinschaft? Am Beispiel des Einsatzes von etwa 10 Schönstattpriestern aus der Diözese Münster, die von Bischof Klemens August von Galen für den Böhmerwald zur Verfügung gestellt wurden, zeigte ich Msgr. Larraona, wie wertvoll es sei, wenn ein Bischof Priester seines Sprengels in Notgebieten anderer Diözesen und Länder einsetzen möchte, daß die Gemeinschaft unter Umständen im Gehorsam (regimen internum) Mitglieder dazu verpflichten könne, sich zur Verfügung zu stellen. Wir dachten etwa an die Lage in Lateinamerika. Msgr. Larraona rief lebhaft aus: „O benignissime, desideratissime!“ („Sehr erfreulich, sehr zu begrüßen!“)³ Die spätere Antwort der Religiosenkongregation zur Frage eines Säkularinstitutes für Diözesanpriester ist wohl von dieser Sicht her mitinspiert worden.

Am zweiten Sonntag nach Ostern, am 20. April, wurde mir vom Heiligen Vater Papst Pius XII. eine Audienz gewährt. Ich hatte mich auf verschiedene Fragen vorbereitet, einerseits aus meiner Stellung in der Frauenseelsorge in Deutschland unter den damals schwierigen Verhältnissen, andererseits — was mir diesmal besonders auf der Seele lag — aus der Aufgabe in unserer Priestergemeinschaft. Die Audienz kam erst eine Stunde später als angesetzt zustande, weil vorher für den Heiligen Vater noch andere Besprechungen sich ergeben hatten. Ich überreichte die schriftlichen Unterlagen für die Besprechung dann zum Schluß der Unterredung dem Heiligen Vater. Die Unterhaltung war recht lebhaft. U. a. sprach er von unserem verstorbenen Kardinal Klemens August und knüpfte an einige Gegebenheiten unserer Diözese an. Er fragt auch, ob ich bereits die Antwort für das Domkapitel habe. Ich verneinte es. Er sagte dann, Msgr. Tardini würde mir die Antwort geben. Er sprach von der Notlage in Deutschland. Ich wies auf die Situation in den Familien hin, der vielen Frauen und Mütter, die ihre Gatten bzw. Söhne im Kriege verloren. Er erwiderte: „Sagen Sie allen, Wir fühlen diese Not sehr mit“. Ich sagte ihm, wir sehr wir uns freuten und es als besonders

³) Ausführungen über das „Experiment Böhmerwald“ finden sich im Lebensbild „Dechant Josef Klein-Heßling“, S. 14-36.

trostvoll empfänden, daß wir bei ihm aus seiner langjährigen Tätigkeit als Nuntius in Deutschland besonderes Verständnis für unser Vaterland erfahren dürften. Er wurde lebhaft: „Nein“, sagte er, „Verständnis ist zu wenig, nicht Verständnis, Liebe, Liebe, haben Wir für Deutschland“. Zur Frage der Frauenseelsorge bat ich ihn, in der Öffentlichkeit des Weltgewissens sich einzusetzen für die Freilassung der kriegsgefangenen Väter und Söhne unserer Familien. Er darauf: „Wir haben es schon öfter getan, Wir wollen es aber noch mehr tun“. Er beteuerte nochmals seine Sorge für Deutschland: „Sagen Sie allen Priestern und allen überall, den Frauen und Müttern, ganz Deutschland, daß Wir sie segnen“. Er gab den Segen.

Ich begann nun noch einmal das Gespräch, und zwar über unsere Priestergemeinschaft. In dem Schriftstück, das ich ihm überreichte, hieß es u. a.: „Eine der Gemeinschaften, die sich um die priesterliche Persönlichkeit und die Pflege priesterlichen Geistes bemühen, hat sich in der Apostolischen Bewegung von Schönstatt gebildet. Seit Jahren werden diese Priester durch Exerzitien und theologisch-pastorale Kurse des H. P. Kentenich geschult. Sie bemühen sich, ein priesterliches Leben im Geiste der evangelischen Räte zu führen, insbesondere nach dem Vorbild und unter dem Schutze der allerseeligsten Jungfrau Maria. In Gemeinschaften zu 5-8 Priestern, die etwa nach dem Weihealter sich zusammenschließen, soll dieser Geist lebendig erhalten werden. Regelmäßige Konvenienzien dienen der Geisteserneuerung und Vertiefung in wissenschaftlicher und pastoraler Hinsicht. Die Glieder dieser Gemeinschaft bleiben in ihrem Amte und der Abhängigkeit von ihren Ordinarius. Z. Zt. bemüht sie sich um die endgültige kirchliche Approbation. Es zählen zum Kreis derer, die in enger Gemeinschaft stehen, etwa 400 Priester in den verschiedensten Diözesen, darunter zwei Bischöfe, die aus dieser Gemeinschaft hervorgegangen sind. Dazu kommt ein größerer Kreis von Priestern, die als Mitarbeiter der Bewegung in loserer Form verbunden sind. Der H. H. Erzbischof von Trier schrieb vor einigen Wochen: ‚Viele Priester aus den meisten Bistümern Deutschlands haben sich dem Priesterbund der Apostolischen Bewegung angeschlossen. Nach dem Urteil der Bischöfe arbeiten diese Priester mit großem Eifer und widmen sich in besonderer Weise der Schulung apostolisch tätiger Laien . . .‘ (20. 1. 1947). Eine große Freude und Ermunterung wäre es meinen priesterlichen Mitbrüdern und mir, dem augenblicklichen Leiter dieser Gemeinschaft, wenn Ew. Heiligkeit das Gedeihen unserer Gemeinschaft in den Apostolischen Segen, um den ich ehrfurchtsvoll bitte, einbegreifen würden.“ Ich fügte in dem Gespräch dem Heiligen Vater gegenüber noch hinzu, wir möchten uns besonders schulen für die schweren Aufgaben der Priester heute und in der ganzen Kraft der Kirche helfen. Der Heilige Vater bejahte freudig und gab noch einmal ausdrücklich den Segen für die Priester.

Im Herbst des Jahres 1948 verhandelten wir erneut in Rom über diese Fragen. Am 23. Oktober ging eine vorbereitende Besprechung mit Bischof Dr. Bornewasser von Trier und dem Generalvikar Dr. Meurers voraus. Der Bischof war einige Tage zuvor von seiner „Ad limina“-Reise⁴ zurückgekehrt und es stand eine Stellungnahme der Fuldaer Bischofskonferenz zur Schönstattbewegung zu erwarten. Bei der Besprechung legte der Bischof den augenblicklichen Stand des Fragenkomplexes in der Fuldaer Bischofskonferenz dar. Besonders wies er auf den kritischen Punkt eines Säkularinstitutes für Priester hin, nämlich wie die beiden Rechtsbereiche des regimen internum eines Institutes und die bischöfliche Autorität über die Priester miteinander zu vereinbaren seien. Er legte nahe, bei der Verhandlung mit der Religiosenkongregation diese Fragen zu klären.

In den ersten Novembertagen fanden die Besprechungen in Rom statt. Es nahm außer mir Rektor Kl. Arkenau daran teil. Auf Seiten der Religiosenkongregation wurden sie vom genannten Sachbearbeiter für Säkularinstitute, Don Portillo geführt. Die erste Besprechung war am 3. 11., eine zweite, längere, am 6. 11. Dabei wurden die damals bestehenden Satzungen des Verbandes der Schönstattpriester sowie der Aufbau der Priestergemeinschaft dargelegt und einige schriftliche Unterlagen zur Überprüfung überreicht. Bei der zweiten Besprechung am 6. 11. erklärte der Vertreter der Religiosenkongregation, daß die Möglichkeit der Errichtung unserer Gemeinschaft als Institut bestehe. Auf Grund der Satzungen ergaben sich einige konkrete Fragen: einige Forderungen von „Provida Mater“ müßten noch mehr verankert werden, z. B. ein Hinweis auf die Sicherung im Alter u. ä. Zum Abschluß dieser Unterredung wurde vereinbart, wir sollten unsere Wünsche schriftlich eingeben. Daraufhin wolle die Religiosenkongregation dem Bischof von Trier als zuständigen Bischof empfehlen, er möge um die Errichtung des Institutes einkommen. Das Schreiben an den Erzbischof von Trier, das unter dem 13. 11. ausgestellt wurde, findet sich in meiner Schrift „Säkularinstitute“. Darin heißt es u. a., nachdem das besagte Institut in der Religiosenkongregation zur Kenntnis genommen sei, würde festgestellt, daß es sich um die Errichtung eines echten Säkularinstitutes handele, und zwar von besonderer Bedeutung, weil es ein Institut für Priester sei. Deshalb lege die Kongregation dem Bischof nahe, um die Errichtung einzukommen.

Am 9. 11. wurden wir vom Präfekten der Religiosenkongregation, Kardinal Lavitrano, empfangen. Er ermunterte uns, die Sache weiter zu verfolgen.

⁴) Die Bischöfe reisen gewöhnlich alle fünf Jahre turnusmäßig nach Rom, um dem Hl. Vater über ihre Diözese zu berichten. Diese Reise nennt man „ad limina“.

Nach unserer Rückkehr nach Deutschland hatte ich am 12. Dezember eine Unterredung mit Generalvikar Dr. v. Meurers und Weihbischof Dr. Stein. Dabei wurde vereinbart, wir möchten, ausgehend von den Besprechungen in Rom, Geschichte, Stand und Ziel unserer Priestergemeinschaft aufzeigen, dazu wesentliche Stücke der Satzungen anfügen, so daß man ein Bild über die Struktur der Gemeinschaft sich machen könne. Ferner möchten wir von den Bischöfen, in deren Diözesen Schönstattpriester sind, litterae testimoniales⁵ erbitten.

Am 20. Dezember konnte ich dem Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz, Kardinal Frings, in einer ähnlichen Besprechung über diese Fragen sowie das Vorgehen in Rom und den Vorschlag des Ordinariates Trier berichten.

4.

Im Januar 1950 ergab die Seligsprechung Vinzenz Pallottis wieder die Möglichkeit eines Besuches in Rom zu weiteren Verhandlungen. Sie waren vorbereitet durch Gespräche in Trier über den modus procedendi⁶. Vor allem ging es um die Frage, wie der Kompetenzbereich eines Säkularinstitutes für Diözesanpriester, also das regimen internum, mit der bischöflichen Autorität zu vereinbaren sei. Besprechungen mit der Religiosenkongregation wurden auf Seiten der Kongregation von Don Portillo und Don Salvatore C. geführt, der ebenfalls dem „Opus Dei“ angehörte und Don Portillo ablösen sollte. Es waren drei Besprechungen.

In der ersten wurden die wesentlichen Fragepunkte herausgestellt. Wir zeigten Wesen und Ziel unserer Gemeinschaft auf. Dann wurde festgestellt: a. Ein Institutum Saeculare unter Weltpriestern ist möglich, und zwar unter Berufung auf „Primo feliciter“⁷. b. Es besteht keine unlösbare kanonistische Schwierigkeit, die beiden Kompetenzbereiche, nämlich die Autorität des Bischofs und das regimen internum der Gemeinschaft, gegeneinander abzugrenzen. Wir machten folgenden Vorschlag: Wir richten ein Schreiben mit unseren Vorstellungen in Form von Fragen an die Religiosenkongregation, dann würde uns von dort eine schriftliche Stellungnahme gegeben werden.

In der zweiten Besprechung wurde unser gewünschtes Schreiben durchgesprochen. Der Sachbearbeiter nahm es an sich und versprach, eine schriftliche Antwort zu geben.

⁵) amtliche Zeugnisse.

⁶) die Art und Weise des Vorgehens.

⁷) Dokument über die Ausführungsbestimmungen von „Provida Mater“.

Bei der dritten Besprechung am 27. 1. überreichte der Sachbearbeiter das Antwortschreiben. Er betonte, daß eine eingehende Konferenz mit Msgr. Larraona an der Religiosenkongregation darüber stattgefunden habe. Die Angelegenheit unserer Gemeinschaft interessierte dort sehr. Er meinte weiter, daß innerhalb eines Jahres eine offizielle Auslegung von „Provida Mater“ über Instituta Saecularia für Priester weitere Erklärungen geben würde. Der uns gegebene Antwortbrief sollte als Grundlage dienen für weitere Besprechungen mit den zuständigen Bischöfen. Der Wortlaut dieses Briefes befindet sich in einer Schrift, die zusammengestellt ist von Jean Beyer SJ: „De Institutis Saecularibus“. Unter Nr. 33 und 34 wird dieses unser Antwortschreiben aufgeführt, wobei unsere Gemeinschaft nicht genannt ist. Ich habe Jean Beyer mitgeteilt, daß unser Institut die Frage vorangetragen hätte und das Originalschreiben der Religiosenkongregation dazu in unserem Archiv sich befindet. Die gesamten Dokumente sind zusammengestellt in meiner 1963 erschienenen Schrift „Säkularinstitute, Überlegungen und Aufgaben“⁸.

Bei dieser dritten Besprechung nahm P. Kentenich teil, der damals ebenfalls in Rom weilte. Nachdem unsere Fragen durchüberlegt waren, zeigte er in einem längeren Gespräch mit dem Sachbearbeiter, das Wichtigste bei dieser Neuregelung im Kirchenrecht durch Lex „Provida Mater“ sei nicht so sehr die kirchenrechtliche Sicht, sondern es müsse die hinter dieser Gemeinschaftsform stehende metaphysische Struktur gesehen werden. In lebendigen, in der lateinischen Sprache geschliffenen Darlegungen führte er einiges über die Spiritualität, wie er sie für die Gemeinschaftsformen in Schönstatt entfaltet habe, aus. Der Sachbearbeiter war davon stark beeindruckt und bat, das möge doch weiter dargetan und geschrieben werden. Ihm schien dabei eine ganz neue Erkenntnis aufzugehen, was eigentlich hinter dieser neugegebenen kirchenrechtlichen Form für eine geistige Welt stehen müsse.

Bei den vielen Besuchen und Besprechungen, die damals auch zwischen P. Kentenich und römischen Stellen stattfanden, sei noch eine kurze abschließende Begegnung mit Msgr. Larraona erwähnt. Dabei wies der Herr Pater darauf hin, wie bedeutsam diese Lex „Provida Mater“ für die Entwicklung in der Kirche sei. Es ergab sich ein Austausch hin und her, wobei Larraona seine Bewunderung für das Werk von P. Kentenich zum Ausdruck brachte. Dieser sagte dann scherzend: „Multas aves in capite meo habeo“ („Ich habe noch viele Vögel in meinem Kopf“), worauf lachend Larraona erwiderte, er möge sie doch alle noch fliegen lassen.

⁸) In seiner Ansprache am 2. Februar 1972, am 25. Jahrestage der Lex „Provida Mater“, kommt Papst Paul VI. ausdrücklich auf diesen Fragepunkt zu sprechen. Gewiß ein Beweis dafür, welche Überlegungen bei unseren Verhandlungen in Rom und bei den deutschen Bischöfen anzustellen waren.

Interessant war in diesen Tagen auch ein Gespräch, das der Herr Pater in unserem Beisein mit einem Konsultor des Heiligen Offiziums führte, P. Grendel, dem ehemaligen Generalrektor der Steyler. Bei diesem Gespräch erklärte er, daß er daran dächte, etwa auch ein Säkularinstitut für Familien zu gründen. Nach der augenblicklichen Auffassung bestehe aber die Schwierigkeit, daß für die Institute das Gelöbnis der Jungfräulichkeit erfordert wäre, worauf P. Grendel u. a. sagte, das sei wohl keine unlösbare Schwierigkeit, dann müsse eben das Gesetz entsprechend formuliert werden. Jedenfalls war es für ihn wohl eine neue Entdeckung, daß die Möglichkeit eines solchen Institutes für Familien am Horizonte auftauchte.

Herr Pater wurde auch in Rom von verschiedensten Seiten aufgesucht. Eines Tages meldete sich P. Leiber SJ, der bekannte Berater Papst Pius' XII., zum Besuche an. Im Auftrage des Papstes wollte er um Marienschwestern für Venezuela in Südamerika bitten.

Noch andere Erlebnisse mit unserem Gründer aus diesen Tagen wären erwähnenswert. Doch davon bei anderer Gelegenheit.

Auf der langen Fahrt am 31. Januar zurück in die Schweiz, wo P. Kentenich noch einige Tage weilte, während wir nach Deutschland weiterfuhren, ergaben sich noch manche Erörterungen über unsere Erfahrungen in Rom und immer wieder über die Spiritualität der Säkularinstitute.

Säkularität als Sein

Zur Eigenart der Schönstätter Säkularinstitute

Von Pater Jos. Kentenich

Unsere Schönstätter Säkularinstitute ringen um seins-, gesinnungs-, lebens- und wirkgemäßen Bindegliedcharakter zwischen Ordens- und Weltleuten, zwischen Priestern und Laien. Sie sind mit dem allgemeinen Ideal des neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft nicht zufrieden. Sie zielen auf einen neuartigen Typ im Rahmen des Vollkommenheitsstandes: auf den gelübdelosen, aber vollkommenen Menschen in der gelübdelosen, aber vollkommenen Gemeinschaft mit einem originellen Standesethos und einer besonderen Zeitsendung.

Es ist zunächst historisch bemerkenswert, daß nach dieser Richtung bereits mehr als zwanzig Jahre vor der Constitutio „Provida Mater Ecclesia“ unser Bestreben ging. Schon 1926 traten unsere Marienschwestern ins Leben und erst 1947 kam die Constitutio heraus, die uns das Rahmengesetz und die juristische Grundlage für Existenzmöglichkeit gab.

Wie groß bei solchem Sachverhalt, d. h. ohne die geringste greifbare Sicherheit über die rechtliche Entwicklung in der Kirche das Wagnis der Gründung und des Aufbaues war, mag nachträglich erst Interessenten und Kritikern aufgegangen sein. Unwillkürlich fragt man sich: War es grenzenlos jugendlicher Leichtsinn, der Verhältnisse und Zusammenhänge nicht durchschaute, oder war es außergewöhnlich tiefe und reife Gläubigkeit, verbunden mit einer starken Dosis Kürbisvertrauen und übernatürlichem Sendungs- und marianischem Werkzeugsbewußtsein, was uns damals die Augen schärfte, das Herz wärmte, den Willen stärkte und — gemessen an rein natürlicher Denkweise — Todessprung auf Todessprung machen ließ? Was uns zu solch schwindelndem Wagnis Mut und Sicherheit und Vertrauen gab, war — wie bei allem, was je in Schönstatt geworden ist — das Gesetz der geöffneten Türe und der schöpferischen Resultante. Gott wies uns — ähnlich wie bei der Gründungsurkunde — durch vier Türritzen deutlich den Weg: durch Bedürfnis und Eigenart einer ausgeprägt laikalen, bindingsflüchtigen und ordensfeindlichen Zeit, ferner durch das innere Drängen strebsamer Seelen, sowie durch die Seinsstruktur des neuen Typs, dessen Leitbild sowohl Bedürfnis der Zeit als auch innere Gnadenanregungen der berufenen Werkzeuge wenigstens umrißweise entschleierte und endlich durch die richtunggebende Konzeption Pallottis sowie durch Anerkennung sowohl des Ortsobherhirten als auch der Gesellschaftsobern. Und Jahr für Jahr drückte das Gesetz der schöpferischen Resultante das Siegel auf das ganze Werk.

Das unaufhörliche Wechselspiel zwischen den besagten zwei schöpferisch wirksamen konstruktiven Gesetzen, das sich bei den Schwestern bewährte, wiederholte sich in gleicher Weise bei den Frauen von Schönstatt, bei den Marienbrüdern und — wenigstens bis zu einem gewissen Grade — bei den Schönstattpriestern. Da bei den Priestern die eine Tür — Anerkennung von kirchlich-autoritativer Seite — vorläufig noch geschlossen ist, müssen diese einstweilen mit den im Generalstatut gebilligten Zugeständnissen zufrieden sein, die berechnete Hoffnung auf eine Entwicklung geben, wie sie von Anfang an unserem Leitbild entsprechen. Daß Priester, Brüder und Frauen sich sorgfältig an Struktur, Gesetz und Brauch der Schwestern orientieren, ohne deswegen jedoch ein unerleuchteter Abklatsch von ihnen sein zu wollen, gewährleistet die Geschlossenheit einer einheitlichen Richtung und ein gegenseitiges verwandtschaftliches und wohlwollendes Verstehen.

Die durch den Bindegliedcharakter gekennzeichnete innere und äußere Struktur unserer Säkularinstitute, die — wie bereits angedeutet — durch Pallottis Ideengang vom großen Ziel einer Weltapostolatsorganisation nachweisbar stark mitbeeinflusst worden ist, kennt eine andere Prägung, als sie sonst in der Auffassung der öffentlichen Meinung üblich ist.

Wir gehen in alleweg von der Metaphysik aus, während das positive Recht und die darauf basierenden Säkularinstitute außerhalb Schönstatts stärker auf die äußeren Erscheinungsformen abheben. Sie rücken mehr als wir das tun die rein äußeren Unterschiede zu den bewährten Ordens- und Kongregationsformen in den Vordergrund. Man könnte wohl auch sagen: bei uns steht die innere Struktur mit ihren originellen Form- und Gestaltungsprinzipien überragend im Mittelpunkt, während wir — ich sage nicht: gar kein Gewicht, sondern — nicht so viel Gewicht auf die äußere Struktur legen: auf die Bestimmungen über Tracht und Gemeinschaft. Ich wiederhole noch einmal: Ich sage: nicht so viel, füge aber erneut hinzu: jedoch so viel als die *Constitutio Apostolica* verlangt, um den Charakter des Säkularinstitutes auch rein äußerlich zu wahren.

So ist es denn selbstverständlich, daß wir den erlassenen Bestimmungen über die besagten beiden äußeren Unterscheidungsmerkmale vollauf Rechnung tragen. Wir kennen und verlangen keine pflichtmäßige gemeinsame Tracht und keine schlechthin alle Mitglieder verpflichtende Dach- und Tischgemeinschaft . . . Seit der *Constitutio* verlangen wir auch keine gemeinsame Laientracht mehr als allgemein und schlechthin verpflichtend. Unsere Externen tragen ein Kleid, das ihrem Stand, ihrer Sendung und ihrem Geschmack entspricht und im einzelnen von der Billigung der Vorgesetzten abhängig ist. Ähnliches gilt von der Dach- und Tischgemeinschaft. Unsere Externen sind dazu nicht verpflichtet. Ja es gibt Verhältnisse, wo sie nicht möglich, unter Umständen sogar störend und überaus hinderlich wirkt. Auch hier ist es wiederum Sache der Vorgesetzten, im Einzelfall über Verwendung als Externe oder als Interne zu befinden. Wohl muß von vorneherein jede Schwester gewärtig und bereit sein, die Bestimmung als Externe zu bekommen und ihr willig zu folgen.

Wenn wir jedoch Gewicht darauf legen, daß praktisch nur ein Bruchteil auf einsamen Posten steht und stets in entsprechender Verbindung mit dem größeren Kreis der Internen bleibt, so tun wir das in kluger und ehrfürchtiger Anpassung an die Eigenart und die Begrenztheit der weiblichen Natur. Die in Tisch- und Dachgemeinschaft zusammenlebenden Schwestern tragen und werden von einer tiefreligiösen Atmosphäre getragen. Sie haben die Aufgabe, die Externen mittragen zu helfen, erhalten aber dafür von den Externen eine ständige Verbindung mit der Zeit und ein tieferes Geöffnetsein für

die jeweiligen Belange des Reiches Gottes hier auf Erden. So werden die Externen aus ihrer Isoliertheit herausgerissen, sie werden ständig periodenweise in eine abgeklärte übernatürliche Atmosphäre hineingetaucht, um fähig zu sein, auf einsamem Posten mitten in einer gottfeindlichen Welt standzuhalten und die Interessen des Reiches Gottes fruchtbar zu vertreten. Die Internen werden durch die Externen vor selbstgenügsamer Versteinerung und Engherzigkeit bewahrt und allezeit mit den großen drängenden Zeitfragen in konkret praktischer Weise in Verbindung gebracht. Daß dadurch das Spannungsverhältnis in erhöhtem Maße verstärkt werden kann, muß mit in Kauf genommen werden. Zieht man die Vorteile, die durch das Verhältnis zwischen Internen und Externen für Wachstum von Persönlichkeit und Gemeinschaft und die Interessen des Reiches Gottes verbunden sind, jedoch in Betracht, so dürfte das nicht sonderlich schwer fallen.

Nehmen wir auf diese Weise schon durch unsere äußere Struktur, d. h. durch Mangel pflichtmäßiger enger äußerer Lebensgemeinschaft und an pflichtmäßiger einheitlicher Tracht in etwa am Laiencharakter teil, so geschieht das bei uns noch mehr durch die innere Struktur. Wir legen als Gemeinschaft keine Gelübde ab, begnügen uns vielmehr mit den geringsten — allerdings abgewogenen und tragfähigen — juristischen und moraltheologisch verpflichtenden Bindungen, so wie sie im Laienleben gang und gäbe sind: mit einem bürgerlichen Kontrakt, will heißen: mit dem Versprechen der Beharrlichkeit oder Treue und des Gehorsams, welch letzterer nicht nur den Gebrauch des Eigenwillens, sondern auch der irdischen Güter (Armut) regelt und die Jungfräulichkeit juristisch sichert. Die in solchem Kontrakt sich auswirkende Gottesweihe, will heißen: die Weihe, die zwar vor, aber nicht unmittelbar zu Gott hin getätigt wird, die aber durch die Kursweihe eine schärfere individuelle Prägung und unmittelbare religiöse Verankerung erhält, will in ihrem Eigenwert und in ihrem Symbolgehalt aufgefaßt und beachtet werden. In ihrem Eigenwert wird sie durch den Grad der moralischen Verpflichtung bestimmt. Das Versprechen der Beharrlichkeit verpflichtet wegen der Bedeutung und Größe des beiderseitigen Gegenstandes an sich unter schwerer Sünde, es sei denn, die Bindung würde rechtmäßig aufgehoben, was ja bei uns leicht geschehen kann. Das Versprechen des Gehorsams verpflichtet im Sinne der Satzungen je nachdem unter läßlicher oder schwerer Sünde.

Der Symbolgehalt wirkt sich dadurch aus, daß die an sich geringen Verpflichtungen — ähnlich wie bei Quickborn die Abstinenz — sinnreicher Ausdruck eines Menschentyps mit einer ganz bestimmten Grundhaltung sind, der aufgrund solch geringer Bindungen das Ideal der Heiligkeit im Rahmen des Standes der Vollkommenheit durch sorgsame und originell genährte und vielfältig gesicherte Pflege allseitiger Hochherzigkeit ernst

und wirksam erstrebt und so fähig wird, an der Rettung der christlichen Gesellschaftsordnung und ihrer Orientierung am neuesten Zeitenufer mit-zuhelfen. Darum sprechen wir vom gelübdelosen, aber vollkommenen Menschen in gelübdeloser, aber vollkommener Gemeinschaft. Weil das Verhältnis zwischen äußerer Bindung und innerer ganzheitlicher Hingabe an Gott und Gotteswerk anders geartet ist als beim gelübdegebundenen Menschen in gelübdegebundener Gemeinschaft, muß offenbar auch das Kräftespiel in Sein und Erziehung, in Lebenshaltung und -gestaltung, in Seins- und Wirkweise anders geartet sein. Das wollen wir sagen, wenn wir von einem neuartigen Typ im Rahmen des Vollkommenheitsstandes sprechen.

Wie dieses Kräftespiel im einzelnen aussieht, wie es zustandekommt und wirksam gepflegt wird, gehört nicht hierher. Wer jedoch unser Standesethos näher kennenlernen will, oder wer in unseren Schönstätter Säkularinstituten als Erzieher oder Organisator oder Regent fruchtbar tätig sein will, muß über all diese Dinge volle Klarheit haben oder sich verschaffen, sonst greift er fehl; er läuft Gefahr, einen Abklatsch wahllos gesammelter Lesefrüchte vorzutragen und am originellsten Kern unseres Seins, unserer Erziehung und Regierung oberflächlich vorbeizureden.

. . . andere Vertreter und Träger der Laieninstitute (haben) es leichter. Ich meine solche, die vom Ordensleben den ganzen Organismus der bewährten gelübdemäßigen Bindung mit Gelübdeerziehung und Gelübdeethos übernehmen. Sie kennen nicht das Risiko und die beachtlichen Gefahren schöpferischer Pfadfinderdienste auf einem neuen Gelände. Sie verzichten damit allerdings auch auf einen inneren Gestaltwandel des Typs und auf ein großes Stück Sendung für die heutige Zeit. Die Constitutio gibt beiden genannten Typen Existenzrecht: dem gelübdelosen und dem gelübdegebundenen Typ. Sie legitimiert beides; beide haben füglich auch ein Recht an der Sonne. Beide mögen sich hoffnungsfreudig und fruchtbar entfalten. Beide mögen sich gegenseitig ergänzen und zu edlem Wettstreit anspornen, damit sie fähig werden — jeder in seiner Art — die großen Hoffnungen und Erwartungen der Kirche zu erfüllen.

Erinnere Dich daran, wie stark metaphysisch wir in unserem Denken und Planen eingestellt sind. Nicht umsonst rechnen wir die Seinsstruktur der Dinge als geschaffene Gottesgedanken und inkarnierte Gotteswünsche zu den Erkenntnisquellen für das Gesetz der geöffneten Türe. Ungezählt viele Male begegnen wir deshalb in unserem Schrifttum dem Axiom: *Ordo essendi est ordo agendi . . . operatio sequitur esse*. Das heißt: Wie das Sein das Sollen bestimmt, so wächst das Sollen aus dem Sein heraus. In Zeiten geistiger Verwirrung ist solch ausgeprägt metaphysische Orientierung zwar

recht schwierig, aber auch bitter notwendig, wenn man mit seinen Maßnahmen nicht von der Massensuggestion der ewig bewegten Umgebung weggeschwemmt und in einen sinnbetörenden und nervenzermürenden Strudel hineingerissen und so allseitig vollkommen entwurzelt werden will. Nachdem Zeitlage und Zeitbedürfnisse den Aufgabenkreis draußen in einer gottentfremdeten Welt näher umrissen, und nachdem durch den laikalen, durch den nicht nur religiös, sondern auch sogar naturrechtlich bindingsflüchtigen und ordensfeindlichen Charakter der Weltlage deutlicher gottgeprägte Hinweise auf das Leitbild des neuartigen Typs gegeben worden sind, und endlich, nachdem diese Hinweise durch innere Gnadenanregungen in den Seelen der berufenen Träger, besonders nach der Seite der Gelübdelosigkeit und Vollkommenheit im Rahmen des Vollkommenheitsstandes klarer und eindeutiger geworden waren und eine starke Stütze an Pallottis kirchlich anerkannter Konzeption von einer gelübdelosen Gemeinschaft sowie an dem Ja des Ortsordinarius gefunden hatte, oblag dem Metaphysiker die Aufgabe, aufgrund des genannten Grundgesetzes „Ordo essendi est ordo agendi . . . operatio sequitur esse“ die vielfältig deutlichen Linien zu einem hell-leuchtenden Gesamtbild zu vereinigen und dann wiederum zur Grundlage eines originellen und eigengesetzlichen Lebens- und Arbeitsstiles zu machen. Das geschah mit großer Umsicht und Sorgfalt und mit ständigem Überprüfen an den praktischen Auswirkungen im Leben. So erhielt mit der Zeit das von Pallotti geprägte Wort „Bindegliedcharakter“ einen seinsgerechten und überaus gefüllten Sinn.

Selbstverständlich kann auch der Ordensmann Bindeglied zwischen den beiden Ufern oder zwischen den beiden Typen, will heißen: zwischen Ordensleuten und Weltleuten sein. Er ist es bereits mit großem Erfolge seit Jahrhunderten gewesen. Er ist es auch heute noch und wird es bis zum Ende der Zeiten bleiben. Wie er bisher durch seine Wirksamkeit in beiden Lagern beiden gedient, beide geistig einander näher und miteinander wohlwollend in Verbindung gebracht, so wird er es auch künftig tun. Darin liegt ein Stück seiner überzeitlichen Sendung, die ihm zu nehmen niemand das Recht hat. Sein persönlich originell geprägter Seins- und Lebensstil wird jedoch dadurch nicht sonderlich berührt, im Gegenteil: sein eigenartiges, durch die Gelübde geprägtes Sein gibt ihm die Kraft, sich nach beiden Seiten gefahrlos zu neigen und so hüben und drüben selbstlos dienend zu helfen.

Der neue Wurf, den wir wagen, besteht darin, daß wir versuchen, nicht nur durch unser Wirken in beiden Welten kraftvoll hineinzugreifen: wir möchten auch durch unser Sein in beide hineinragen. So verlangt es ja das umrissene Gesetz: Das Wirken fließt aus dem Sein heraus, verwurzelt im Sein und wird dadurch originell geprägt und fruchtbar. Genauer gesagt: unser Wirken nach beiden Richtungen soll in unserem Sein möglichst vollkommen grund-

gelegt sein. Um aber möglichst vollkommen „allen alles“ im paulinischen Sinne zu sein, müssen wir in gewissem Sinne seins-, gesinnungs- und lebensgemäß echte Laien und mit den Ordensleuten ebenso echte Ordensleute sein und so zwei bisher im Gegensatz zueinander stehende Größen in unserer Person und Gemeinschaft zu einer übergreifenden originellen schöpferischen Einheit verbinden. Offenbar ein überaus schwieriges, offenbar auch bedenkliches Experiment. So wie unsere Schwestern sind, verbindet sie aus solch letzten Zusammenhängen heraus bewußt mit den Laien — oder Weltpriestern — innerlich, tiefinnerlich das Geöffnetsein für das Leben und das geringste, für eine Gemeinschaft tragfähige Maß von pflichtmäßigen Bindungen, äußerlich jedoch die Freiheit von pflichtmäßiger Tracht und pflichtmäßiger Tisch- und Dachgemeinschaft, während sie mit den Ordensleuten das ernste Streben nach höchster Vollkommenheit im Rahmen des Standes der Vollkommenheit eint. So klar und reinrassig an sich, rein theoretisch betrachtet, die Linienführung des so gesehenen und gezeichneten neuen Typs ist, und so sehr seine Sendung für die heutige Zeit mit ihrem betont laikalen, mit ihrem bindungsflüchtigen und ordensfeindlichen Charakter einleuchtet, ebenso schwer, ja fast fragwürdig scheint seine lebensmäßige Verkörperung zu sein. Jedenfalls ist ohne weiteres einsichtig, daß wir den schwersten Teil gewählt haben, der ungemein viel Wagemut, schöpferische Kraft und Selbstlosigkeit verlangt und deshalb, zumal in einer unsicheren Übergangszeit, ein großes Risiko auf sich nimmt, aber auch überreichen Gottesseggen erwarten darf.

Was mir Mut, Sicherheit und unüberwindliches Vertrauen bei allen Unternehmungen gegeben hat, war die aus dem Gesetz der geöffneten Türe in stetiger Verbindung mit unserem Heiligtum gewonnene und durch das Gesetz der schöpferischen Resultante ungezählt viele Male göttlich besiegelte gläubige Überzeugung, daß ein deutlich erkennbarer göttlicher Plan hinter dem Ganzen steht und daß die Gottesmutter vom Heiligtum in Schönstatt aus als Erzieherin, Gestalterin und Führerin für den neuartigen Typ die volle Verantwortung übernimmt und von hier aus überreichlich viel Gnade zu seiner Verwirklichung zur Verfügung stellt. Ohne diese doppelte tief verankerte und die ganze Seele beherrschende und ungezählt viele Male erhärtete Überzeugung hätte ich persönlich niemals die Hand zu solch einem außergewöhnlich verwegenen Wagnis ausgestreckt.

Gottergriffenes Leben mitten in der Welt

Von Benito Schneider

Mario Hiriart aus Chile wurde vor einigen Jahren zum erstenmal in dieser Zeitschrift vorgestellt (vgl. REGNUM 2/1968). Der damalige Beitrag wollte eine erste Gesamtübersicht über sein Leben als Schönstätter geben, mehr nicht.

In dieser und den beiden folgenden Nummern unserer Zeitschrift soll ein einzelnes, eingegrenztes, aber hochbedeutsames Thema aus der religiösen Entwicklung Mario Hiriarts aufgegriffen und, soweit das möglich ist, dargelegt werden: der Aufbruch der Beschauung und Beschauungsnade in seinem inneren Leben.

I.

Voraussetzungen

Was Beschauung und Beschauungsnade ist, kann man heute nicht mehr ohne weiteres als bekannt voraussetzen. In einer vorläufigen und sehr summarischen Umschreibung nennen wir sie jene Stufe der Gottesliebe und entsprechenden Tugend, in der die Seele mehr von Gott ergriffen wird, als daß sie sich willentlich und reflexiv mit ihm beschäftigt und auf ihn konzentriert. Später werden wir diese Umschreibung noch weiter klären und ausfalten.

Man könnte fragen, ob ein solches Thema überhaupt noch von Interesse ist, ob es nicht einer längst überlebten Vergangenheit angehört. Wird nicht heute auch vom Christentum eher Dienst am Menschen gefordert, als die Beschäftigung mit Gott oder jenseitigen Dingen? Hören wir es nicht von allen Seiten, daß Fragen und Probleme der Zwischenmenschlichkeit viel eher als Ausdruck des christlichen Lebensethos gewertet werden als eine „welt- und lebensfremde“ Hinwendung zu Gott? Man kann auch in der innerkirchlichen Diskussion deutlich die Töne heraushören, die von Strukturwandel sprechen, die sogar die Verkündigung der Botschaft Christi soziologisch angepaßt wissen möchten an eine sehr verschiedene Interessensperspektive der Gläubigen gegenüber früheren Erwartungen. In dem großen Wirrwarr der nachkonziliären Zeit im Raume der Kirche ist auch das Begriffspaar der Horizontale und Vertikale geläufig geworden. Die Horizontale meint den Dienst am Menschen, sieht die irdischen Belange, möchte ein Christentum größerer Wirkmächtigkeit in den innerweltlichen Dingen, Fragen und Wirklichkeiten. Es gibt Theologen, die eine Theologie der irdischen Wirklichkeiten fordern. Ja, wir kennen heute sogar das Schlagwort von der „politischen Theologie“.

Die Vertikale meint die Linie nach oben zu Gott hin, zu den übernatürlichen Wahrheiten. Der unmittelbare Gottesbezug ist im Denken und Lebensgefühl vieler Gläubigen geschwächt, nicht selten sogar verblaßt. Aber gerade diesen unmittelbaren Gottesbezug meint unser Thema von der Beschauung in Mario Hiriart. Ist damit unser Thema nicht hoffnungslos antiquiert und überlebt?

Wenn wir unseren Gründer befragen, der ja noch die ganze Tragik innerkirchlicher Erschütterungen nach dem Konzil miterlebt und kritisch verfolgt hat, dann vernehmen wir eindeutig von ihm die Parole, den Gottesbezug neu zu verlebendigen, also die Vertikale voll zu entwickeln. Nichts lag ihm so sehr am Herzen, als die Formung eines jenseitig-gerichteten Menschen. Freilich zeigt sich auch hier seine überlegene Zeitendeutung; denn er lehrte eine Gottesbegegnung und leitete an zu gelebter Gotteserfahrung aus und in den irdischen Wirklichkeiten selbst. Was kann wohl mehr „irdische“ Wirklichkeit sein als das Milieu eines Konzentrationslagers zur Zeit des Hitlerregimes? In Dachau wies P. Kentenich darauf hin, daß es für die Ausübung der Regierungsgewalt in einer christlich geprägten Gemeinschaft unerläßlich sei, daß die Inhaber derselben sich um echte Beschauung bemühen müßten. So läßt P. Kentenich uns alle beten:

„Mach heimisch in ihr Führerfähigkeiten,
daß sie gesichert durch die Zeit kann schreiten;
gib ihr auf hartumkämpftem Lebenspfad
in reichem Maße die Beschauungsgnad.“

Und in der sechsten Hore des kleinen Stundengebetes, das P. Kentenich in Dachau verfaßte, heißt es im Blick auf die Gottesmutter:

„Heißhungrig hast empfangend Du genommen,
was aus des Herzen Herz und Mund gekommen,
und wurdest Meister der Beschaulichkeit,
Gott ausgeliefert voller Innigkeit“.

Hier wird also von der Vertikalen im Sinne der Beschauung aus der rauhen und unheimlich-gottlosen Atmosphäre des Konzentrationslagers gesprochen. Damit ist auch schon angedeutet, daß der alte Begriffsinhalt der Beschauung einen Gestaltwandel erfahren hat, so wie P. Kentenich ja überhaupt die Schönstattbewegung als einen vorweggenommenen Gestaltwandel von Kirche und Christentum verstanden hat. Kirche „am neuen Ufer“ sollte darauf hinweisen. Das Konzentrationslager Dachau war eine Neuprägung des Teufelsreiches auf Erden. War es nicht eine Vorwegnahme dessen, was uns in Zukunft noch alle bedroht? Gerade da wir das schreiben, geht durch die Tagespresse der Bericht von den geistigen und moralischen Vergewaltigungsaktionen an dem russischen Dichter und Publizisten Wladimir Bukowski in den russischen Krankenhaus-Gefängnissen.

Da Mario Hiriart Südamerikaner ist, darf man nicht vergessen, daß er Zeitgenosse ist von den Guerillakämpfern Che Cuevara und Camillo Torres. Ganz anders als diese hat Mario Hiriart sich für eine sittlich-religiöse Revolution eingesetzt und diese vorangetragen. Camillo Torres war Priester, aber die Horizontale hatte ihn so sehr und einseitig erfaßt, daß sie ihn dazu verleitete, „sozialrevolutionäre Theologie“ in der Praxis umzusetzen, während Mario Hiriart als Laie und Ingenieur das Leben eines echten Werktagsheiligen gelebt und verwirklicht hat. Darin sah er seinen Beitrag im Dienste an der Welt, an den Menschen, an den irdischen Wirklichkeiten — also auf der Linie der Horizontalen. Und Mario war in seinem Laienfach als Student tüchtig, als Ingenieur überdurchschnittlich begabt. Aber er wurde in all dem echter und authentischer Gottesmann, Werktagsheiliger. Es tut uns gut, von ihm selber zu hören, wie er sich mit den Plackereien des Alltags herumschlagen muß, wie er mit Mißerfolgen fertig wird, indem er sie in „Beiträge zum Gnadenkapital“ umwandelt; wie er aus dem rauhen Alltag durchstößt zu einer höheren Wirklichkeit, aus der heraus alles Widersprüchliche in dieser Welt zu einer höheren Harmonie findet.

Sieht man das Thema der Beschauung in Mario Hiriart in den angezeigten Perspektiven, dann bekommt es höchste Bedeutung für aktuellste Problematik christlicher Lebensgestaltung. Denn aus dieser so geprägten und neu erfahrenen Gottesnähe sah Mario Hiriart auch ein neues Bildungsideal von welt- und kulturgestaltender Formkraft vor seinem Geiste aufleuchten. Im Grunde ist es eine höhere Liebe, die in ihm die Führung übernommen hat. Aus ihr heraus fühlte er sich auch schließlich gedrängt, in der Welt als Laie das jungfräuliche Lebensideal zu verwirklichen. Von dieser höheren Liebe wird unser Thema der Beschauung handeln. Sie ist der geheime und geheimnisvolle Quellgrund für die Weltgestaltung, wie sie Mario Hiriart vorschwebte. Am 8. Juli 1956 schreibt er an P. Kentenich unter anderem wie folgt: „Ich fühle, Herr Pater, daß das, was die Kirche braucht, um die große Irrlehre unserer Zeit zu überwinden, Ingenieure sind, die radikal die gegenwärtige Auffassung der Ingenieurwissenschaft ändern, um sie in Abhängigkeit von den letzten christlichen Prinzipien zu leben und darin bis zu den äußersten Folgerungen zu gelangen. Sie braucht Dichter, Musiker, Künstler, die so tätig sind, daß sie sich dabei ganz auf Gott ausrichten, die auf ihn hin alle Lebenswerte der Epoche auffangen und alle ihre Anlagen und Antriebe veredeln, wie es vor Jahrhunderten ein Fra Angelico getan hat. Diese Zeitepoche braucht Soziologen, die die umfassende Weite und Größe des totalen Wandels der soziologischen Strukturen verstehen. Der Wandel vollzieht sich heute wegen des klaren Bewußtseins, das die Arbeiterklasse von ihrer Bedeutung gewonnen hat. Und wir brauchen Soziologen, die fähig sind und sein sollten, einen so großen Wandel im Strukturgefüge (der

Gesellschaft) in Übereinstimmung mit den unverrückbaren christlichen Prinzipien durchzuführen, wie sie in den päpstlichen Enzykliken niedergelegt sind. Wir brauchen Philosophen, die diese Probleme durchdringen und die in engster Fühlung mit allen Lebensbereichen unserer Zeit die Lösung in einer neuen philosophischen und theozentrischen Grundauffassung einer laikalen Kultur anbieten, die alle diese Werte ordnet und für unsere Zeit ein mindest so solides Weltbild darbietet, als es das mittelalterliche gewesen ist.“

Daß diese Gedanken von Mario Hiriart zunächst nichts zu tun haben mit dem Thema Beschauung wird jeder leicht einsehen. Um so mehr aber wird der Leser aufhorchen, wenn wir ihn davon überzeugen, daß hier Mario Hiriart nur die Außenseite von dem zeigt, was nach innen gerichtet wirkliche Beschauung ist, also hochgelagerte Gottesnähe und -liebe. Mario projiziert in diesem Briefe nur nach außen, was aus übernatürlicher Erleuchtung und Gottergriffenheit in ihm langsam herangereift war. Die geheime Quelle in Mario soll uns in diesem Beitrag vor allen beschäftigen. Was wir sagen möchten, ist eine Rechtfertigung der Vertikalen, ist eine Ehrenrettung der Gottesliebe — auch als Vorbedingung für den echten christlichen Dienst an den Dingen und Wirklichkeiten dieser Welt. Der evangelische Theologe aus der Schweiz Walter Nigg schreibt gern und immer wieder über die Heiligen. In seinem Büchlein „Der exemplarische Mensch“ (Freiburg — 1970) legt er dar, daß die Heiligen die repräsentativen Vertreter des Christentums sind, weil sie vor allem das Übernatürliche und Göttliche darstellen. Würde sich ergeben, daß Mario Hiriart in seiner Beschauung dem Leben und der Liebe nach das verkörpert, was er uns zu sagen weiß von der neuen Zusammenführung aller modernen Wissenschaftszweige in einer neuen schöpferischen Synthese, dann wäre er auch für dieses Ideal so etwas wie der „exemplarische Mensch“. Sein Ideal des Werktagsheiligen jedenfalls besteht im Kern darin, alle geschöpfliche Wirklichkeit dieser Erde auf Gott hin transparent zu machen und Gott im Transparent einer vielfach differenzierten und technisch bestimmten Kultur als personales Du zu erfahren. Wir werden sehen, daß unsere Darlegungen diesen Gedanken weit ausgefächert als die konkrete Gestalt seiner Beschauung vorstellen werden.

Damit kommen wir aber zu der besseren Klärung des Begriffes der Beschauung selbst. Wir wollen aus der Vorstufe zu ihr aufsteigen und im Zusammenhang mit Marios Entwicklung auch besser klären und erklären, wie wir sie bei ihm verstehen und wie sie abzugrenzen ist gegen die Gottesliebe, wie man sie gewöhnlich bei durchaus eifrigen Christen vorfindet.

Nach der allgemeinen Lehre der Theologen und Geisteslehrer kann man drei große Entwicklungsperioden unterscheiden für die Seelen in ihrem Aufstieg

zur Vollkommenheit: den Reinigungsweg (via purgativa), den Erleuchtungsweg (via illuminativa) und schließlich den Einigungsweg (via unitiva). Die Beschauung hat ihren Ort am Anfang des Erleuchtungsweges, wenn also der Weg der Reinigung bereits durchschritten ist. Als Mario Hiriart dem langsamen Aufbruch der Beschauung entgegenging, hatte er sich schon neun Jahre damit beschäftigt, ein ernstes Innenleben zu führen und sich um Tugend und Gebetsleben zu mühen. Die Impulse waren, solange er auf dem Gymnasium war, von der Kath. Aktion ausgegangen. Bis zu seinem Abitur hatte er schon gelernt, eine geistliche Tagesordnung zu führen und durch kleine Vorsätze auch seinen Charakter zu formen. Für die langen Sommerferien, die in Chile 2^{1/2} Monate dauern, hatte er sich Anfang des Jahres 1947 mit zwei Freunden eine Tagesordnung aufgestellt. Sie wollten sich auch gegenseitig darüber benachrichtigen, ob und wie sie sie halten würden. Mario Hiriart berichtete darüber an seinen Seelenführer. So heißt es in einem Brief an ihn vom 28. 1. 1947: „Von mir aus muß ich gestehen, daß ich eigentlich nur die Gebete systematisch verrichtet habe. Den Rosenkranz bete ich täglich. Es ist unglaublich, was es kostet, sich darauf zu konzentrieren, um ihn gut zu beten und nicht einfach mechanisch zu leiern. Ich hoffe, daß es später nicht mehr so viel kostet. Betrachtungen und Lesung habe ich nicht gehalten, weil ich kein rechtes Buch zur Hand hatte . . . Was die Gewissenserforschung angeht, so muß ich offen sagen, daß ich sie nicht gehalten habe. Hier habe ich volle Schuld. Ich hoffe, daß ich das von jetzt an besser machen werde.“ Wie man sieht, strebt Mario Hiriart schon nach einem Ideal und erkennt sich für schuldig vor den Forderungen der Liebe, die es einschließt. Damals war Mario Hiriart fünfzehneinhalb Jahre alt.

Als er dann Anfang des Jahres 1948 zur Universität zog, bekam seine ganze innere Entwicklung eine ausgesprochen schönstättische Note. Mit einem damaligen Freunde gelang es ihm, eine Studentengruppe zusammenzuschließen, die sich Schönstattgruppe nannte. In den Jahren 1948 bis einschließlich 1950 wuchs die ganze Gruppe tiefer in die Erziehungsschule Schönstatts hinein. Der Standesleiter stellte auch hohe Forderungen, allerdings im Namen der Liebe, der Hochherzigkeit und eines großen Ideales. Mario übernahm in dieser Zeit von J. Engling in Urschönstatt die erste Formulierung seines Persönlichen Ideales: „Das Gewöhnliche außergewöhnlich gut tun“. Nach diesem Idealmaßstab gemessen ging Mario allen Regungen seiner Seele nach und überprüfte sie im Lichte letzter Hingabe. Die Feinhörigkeit gegenüber den stillen Einsprechungen des Hl. Geistes und seinen Wünschen kam bereits in diesen Jahren zu ihrer ersten Entfaltung.

Eine Klippe mußte aber Mario noch in jenen ersten Jahren seines Schönstattlebens meistern. Er war immer etwas beklommen, als andere in seiner Gruppe eine starke marianische Atmosphäre verbreiteten. Er selber kam

aus ganz liberaler Familie, und obwohl er Sinn hatte für ein religiös-sittliches Idealstreben, dauerte es dennoch einige Jahre bis er gemüthhaft mitschwingen konnte in rein religiösen Liebesbeziehungen zur Gottesmutter. Das war ihm von Hause aus fremd. Etwa vom Jahre 1951 an hatte er aufgeholt, was anderen viel natürlicher war, aber dann auch mehr an der Oberfläche hängen blieb. Jetzt geschah das Merkwürdige. Der aszetisch-ethische Ernst, der Mario eigen war, gab nun auch seiner Marienliebe die Note einer außergewöhnlichen Tiefe und Breitenwirkung. Es begann damit, daß ihn das Gruppenideal seiner Gruppe, nämlich das Gralsideal, innerlich erfaßte und erwärmte und er in dem Schönstattheiligtum in Bellavista bei Santiago die Gralsburg erlebte. Seit 1951-52 strebt nun in ihm alles zum Letzten. Wie ein roter Faden zieht es sich durch seine Tagebücher: „Lebe ich das auch wirklich, Mutter?“ Diese Grundhaltung Marios entspricht so ganz dem Denken des Gründers, der noch im letzten Lebensjahr erklärte, daß er die Heiligkeit darin sieht, wie jemand den Willen Gottes erfüllt. Es ging damals immer auf der ganzen Linie um den Heroismus der göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Niemand wie Mario machte in seiner Gruppe so ernst mit dem Streben nach letzter Hingabe an Gott und die Gottesmutter. Schon seit dem Jahre 1950 beteten die Gralsritter am Schluß ihres Gruppengebets: „Königin des Hl. Grals, die wir bereit sind, für dich zu sterben, wir grüßen dich!“ Das wurde Mario tiefer Ernst.

In diesem Zusammenhang müssen wir noch hervorheben, daß das Bemühen um christliche Vollkommenheit, von dem damals die ganze Gruppe der Gralsritter erfaßt war, starken Antrieb empfing, seitdem das Heiligtum der Gottesmutter in Bellavista am 20. 5. 1949 eröffnet worden war. Man wollte die Gottesmutter auf Chiles Land und Volk herabziehen durch die eigene heroische Treue zu ihr im Streben nach letzter Hingabe im Liebesbündnis. Das war Heiligkeitsstreben im Dienste der Welterneuerung, der sittlich-religiösen Erneuerung Chiles im Sinne der Sendung Schönstatts.

Mario Hiriart war von allen diesen Idealen immer stark ergriffen. Daß sich dann etwa vom Jahre 1951 an in seiner Seele die ersten Anzeichen der beginnenden Beschauung kundtaten, ist das Geheimnis der Gnade. In dieser Gnade wird die Seele von oben her erfaßt, während willentliche Anstrengungen und diskursiv-reflexive Bemühungen, an Gott zu denken, stärker zurücktreten. Der Verstand sieht durch eigenartige innere Erleuchtungen tiefere Zusammenhänge, das Herz wird von inneren Liebesbewegungen getragen und gedrängt, die auf der ganzen Linie menschliche Überlegungen durchbrechen und über alles mittelmäßig eifrige Streben hinaus zu heroischen Entschlüssen führen. Erst wenn die Seele im Reinigungswege sehr treu und andauernd mit allen Gnadenanregungen mitgearbeitet hat, kann sich der Übergang zu dieser höheren Stufe der Gottesliebe einstellen.

In dieser Richtung nehmen nun auch Marios Aufzeichnungen im Tagebuch einen anderen Sinn an. Seit 1952 vertraut er ihm immer mehr Zwiesgespräche mit der Gottesmutter an, die bei ihm mehr sind als fromme Ergüsse eines Jugendlichen oder gelegentliche Begeisterungsäußerungen einer vielleicht sensiblen Seele. Der Aufbruch der Beschauung bereitete sich vor. Eingeleitet wird diese Entwicklung nicht selten durch starke innere Erschütterungen, Dunkelheiten und Prüfungen, die sogar die Kräfte der Gesundheit in Mitleidenschaft ziehen können. Aber nach der „dunklen Nacht“ mit ihren schmerzenden Reinigungen des sinnenhaften Teiles im Menschen („Nacht der Sinne“) steht ein neuer Mensch vor uns mit einer sehr vergeistigten Liebe und Liebesfähigkeit, die mit großer Selbstverständlichkeit auch das Kreuz umfängt, oder gar Sehnsucht nach ihm hat. Setzt man die Beschauung zu hoch an, dann sieht man sie nicht, wenn sie wirklich vorhanden ist; setzt man sie zu tief an, dann verwechselt man zu leicht intensive Wünsche und affektive Begeisterung mit Beschauung. Vor beiden Extremen muß man sich hüten.

Hier können wir nun dazu übergehen, den eigentlichen Begriff der Beschauung noch etwas zu klären und dann auch abzugrenzen gegenüber den niederen Stufen der Gottesliebe und des Gebetslebens. Im Handbuch Theologischer Grundbegriffe, Bd. II, S. 187, (München — 1963) heißt es unter anderem: „Gemeint ist eine Erfahrungs- und Vertrautheitserkenntnis, wie sie nur zwischen Liebenden statthat. Sie reicht bis auf den Grund der Seele und ist im tiefsten mehr ein Sich-ergreifen-lassen von einer unbegreiflichen Liebe als Erkennen. Sie transzendiert in ihrer Spitze jede Begrifflichkeit und Gegenständlichkeit. Paulus spricht von einer Erkenntnis (= Erfahrung) der Liebe Christi, die alle Erkenntnis übersteigt (Eph 3, 19). Sie wird nur den ‚Vollkommenen‘ (1 Kor 2,6; 14,20; Phl 3,15; Kol 1,28) und ‚Geist-erfüllten‘ (1 Kor 2,13; 3,1; 14,37; Gal 6,1) gemacht, ist aber dennoch keine Ausnahme von dem allgemeinen Gnadenzustand . . .“

Die hier gegebene Beschreibung der Beschauung hat den Vorteil, daß sie in den Texten der Bibel gründet. Es handelt sich demnach erstens um eine sehr innige Liebesvereinigung der Seele mit Gott, mit den Personen der übernatürlichen Ordnung. Zweitens ist die Seele in ihr bis auf ihren Grund erfaßt. Und drittens führt diese Liebesvereinigung über alles begrifflich-gegenständliche Denken über die Glaubens- und Heilsgeheimnisse hinaus, weil sie nur durch eine von oben her wirksame Macht zustandekommt.

Hier nun fragen die Theologen weiter, wie dieser Zustand in der Seele zustandekommt. Die meisten sind mit Thomas, Johannes von Kreuz und Franz von Sales darin einig, daß die Beschauung eine besondere Einwirkung des Hl. Geistes voraussetzt. Unter dem Einfluß dieser besonderen Einwirkung

werden die Gaben des Hl. Geistes in der begnadeten Seele aktiviert. Da diese Geistesgaben innerlich mit der Liebe zusammenhängen und ihrem Wesen nach unmittelbar mit Gott verbinden, bewirkt die eigentliche Beschauungsgnade vor allem jene höhere und tiefere Liebesvereinigung, die das Wesen der Beschauung ausmacht. Pater Kentenich nannte die Gaben des Hl. Geistes auch gerne „unmittelbare Anschlußkräfte an Gott“. In neuem sprachlichen Gewande gab er damit eine alte Lehre wieder. Wenn nun durch die besondere Einwirkung des Hl. Geistes die Geistesgaben in stärkere Tätigkeit treten, dann gibt sich die Seele auch intensiver den übernatürlichen Dingen hin. Der Hl. Geist weckt dann in ihr einen so lebendigen Glauben, daß durch ihn alles durchhellt wird und sie auf diese Weise zum Verkosten der göttlichen Dinge gelangt. Dann — so sagen die Theologen — sieht der Mensch die geoffenbarten Wahrheiten, wie sie wunderbare Antwort geben auf die tiefsten Sehnsüchte und erhabensten Erwartungen. Hier wird Beschauung als Frucht einer besonderen eingegossenen Beschauungsgnade verstanden. Darum sprechen die Theologen von der „eingegossenen Beschauung“.

Zu dieser dargebotenen Lehre der Beschauung durch die Theologen mag uns der bekannte Dominikaner Garrigou-Lagrange noch folgende Abrundung geben. Er schreibt: „Wir haben an anderer Stelle lange davon gesprochen, daß die sieben Gaben des Hl. Geistes mit der Liebe in Verbindung stehen und sich infolgedessen mit ihr entwickeln. Das lehrt auch der hl. Thomas. Man wird also keinen hohen Grad der Liebe haben, ohne nicht in entsprechendem Maße die Gaben des Verstandes und der Weisheit zu besitzen, die mit dem Glauben das Prinzip der eingegossenen Beschauung der Offenbarungsgeheimnisse bilden. Diese Beschauung erstreckt sich bei einigen, wie beim hl. Augustinus, mehr unmittelbar auf die Geheimnisse selbst, bei anderen dagegen, wie beim hl. Vinzenz von Paul, auf die praktischen Folgen dieser Geheimnisse . . .“ (Garrigou-Lagrange: Die drei Bekehrungen und die drei Wege, Freiburg — 1948, S. 110)

Es gibt aber auch Autoren, die meinen, daß schon am Ende der ausgereiften Art zu betrachten, Beschauung gegeben sein kann. Das wäre dann die „erworbene Beschauung“. Sie besteht nach ihnen in dem einfachen liebenden und affektiven Erkennen Gottes und seiner Geheimnisse, wie dieses Erkennen sich ergibt als Frucht eifrigen Strebens und der Gnade, die dieses Streben unterstützt.

Wenn die übernatürliche Liebe wie spontan aus der Seele aufbricht und über alles bewußte Denken hinweg am „Du“ Gottes und seinen Wünschen hängt und von ihnen erfaßt wird, um sie selbstverständlich zu erfüllen, dann sprechen wir von Beschauung. Es wird sich noch zeigen, daß bei Mario Hiriart alle diese Kennzeichen gegeben sind. Die Theologen grenzen die Beschauung

nach zwei Richtungen ab gegenüber anderen Erscheinungen ähnlicher Art. Erstens gegen eine rein philosophische Gottesschau, wie sie schon Plato und Aristoteles verstanden. Für sie war sie „einfache intellektuelle Schau der Wahrheit über alle Reflexion hinaus“ (simplex intuitus veritatis). So haben viele Weise und Gelehrte zu allen Zeiten schon in Gott Ursprung und Ziel allen Seins erkannt, ebenso Gottes Allmacht und Vorsehung. Des weiteren grenzen die Theologen die Beschauung ab gegenüber der einfachen diskursiven wie affektiven Betrachtung der Glaubenswahrheiten. Auch eine mehr affektive Art zu betrachten, wie überhaupt affektives Gebet, braucht noch nicht ohne weiteres Beschauung zu sein.

Zur Beschauung gehört aber nicht notwendig, daß die Seele ohne Zerstreuung bleibt im Gebete, daß sie ohne Trockenheit und Ablenkung ihre religiösen Übungen verrichtet. Die Beschauung schließt auch nicht aus, daß der Betreffende nicht doch noch gelegentlich eine Sünde begeht, oder daß er noch mit Charakterfehlern zu kämpfen hat. Wohl aber gehört es zur Beschauung, daß mit ihr immer ernste und heroische Tugend einhergehen muß. Im Leben von Mario Hiriart kann man sehr eindeutig nachweisen, wie ein höherer Instinkt ihn richtiger urteilen ließ in verwickelten und komplexen Fragen als andere, und wie er ganz selbstverständlich auch seinen eigenen Weg gegangen ist, der nicht selten von dem anderer, die auch religiös strebsam waren, aber nicht in der Beschauung lebten, verschieden war. Der in der Beschauung lebende Mensch ist in eigenartiger Weise von oben erleuchtet und greift dann auch mit großer Sicherheit nach den Wünschen und Plänen Gottes, die anderen verborgen bleiben. Weil die Seele ganz leer ist vom ungeordneten Ich und nur Gottes Absichten nachtastet, ist weder vom Denken her der Verstand getrübt, noch vom Willen her das Herz gehemmt, um vollkommen auf die Liebesabsichten Gottes einzugehen. So ist Mario Hiriart ganz allein seinen Weg gegangen, nachdem sich in ihm die Erkenntnis durchgesetzt hatte, daß er sein Leben einsetzen solle für die Erarbeitung einer neuen christlichen Synthese aller profanen Sachgebiete. Und um sich dieser Aufgabe ganz zu widmen, verzichtete er auch auf die Ehe, um als Laie in der Welt sich für dieses Ideal einzusetzen.

In diesem Gesamtzusammenhang können wir noch auf ein anderes Merkmal der Beschauung eingehen. Während die Seele vorher gerne die Wahrheiten des Heiles studierte, analysierte und verstandlich durchdachte oder mit anderen durchdiskutierte — und das hat Mario Hiriart reichlich getan — zeigt sich im Erleuchtungswege die Neigung zur Vereinfachung, zur Zusammenschau durch das Erlebnis der Einheit und des inneren lebensvollen Zusammenhanges. Da die Seele in tiefgreifender Liebe am Du Gottes hängt und Gott mehr erfährt als erkennt, erlebt die Seele Synthese und organische Zusammenhänge in lebendiger Bezogenheit zu Gott und den übernatürlichen

Wahrheiten. Garrigou-Lagrange macht in dem schon zitierten Büchlein darauf aufmerksam, daß der hl. Thomas, gegen Ende seines Lebens zur Beschauung erhoben, es nicht mehr fertig brachte, seine theologische Summe abzuschließen. Garrigou-Lagrange schreibt: „Die erhabene Vereinigung, zu der er geführt wurde, offenbarte ihm alle Grundsätze immer einfacher und klarer, er vermag es nicht mehr, zu schwierigen, didaktischen Methoden herabzusteigen.“ (S. 48) Was wir von dem Bestreben in Mario Hiriart betreffs einer neuen Synthese und Zusammenschau zwischen Religion und Naturwissenschaften gesagt haben, muß man auf dem Hintergrunde seiner hereinbrechenden Beschauung sehen und wird dann staunen vor dem Geheimnis der Gnade, die in ihm wirksam ist.

Und hier kommen wir nun wieder zurück auf einen schon erwähnten Gedanken. Der hl. Johannes vom Kreuz nennt die Beschauung auch einfach „Wissenschaft der Liebe“ oder „Liebeswissen“. Der in der Beschauung lebende Mensch paßt sich zunächst immer Gott an, ist darauf bedacht, „was ihm gefalle“ und wird darum auch von Gott übernatürlicherweise erleuchtet. Und so, wie dieser Mensch die Wünsche und Pläne Gottes in sich aufnimmt und sich von Ihnen tragen läßt, kommt er wieder zurück in die Welt und in seinen Alltag, um dann die irdischen Dinge nach dem Willen Gottes zu gestalten. Hätten das viele Christen, einschließlich Theologen, nach dem Konzil besser bedacht und wären sie tiefer und umfassender nach oben zu Gott hin geöffnet, dann würden sie nicht so viel von der Anpassung an die Welt und die rein menschlichen Wünsche der Massen sprechen, womit sie ja nur die Botschaft Christi und die Kirche verwässern und unterhöheln. Ob es hier klar wird, welche große geschichtsschöpferische Bedeutung es haben kann, wenn wir auf den Pfaden Mario Hiriarts nachforschen, wie man auch in der heutigen Welt das Christentum voll und schöpferisch verwirklichen kann? Nur der Mensch, der aus der Nähe Gottes kommt, wie die Heiligen, ist fähig, der Welt das Siegel des Göttlichen aufzudrücken. Darin mag uns Mario im folgenden Anleitung geben. In seiner Nähe werden wir dann auch verstehen, was Walter Nigg in seinem schon erwähnten Büchlein „Der exemplarische Mensch“ so ausgedrückt hat: „Was uns veranlaßt, trotz des Entschwindens der Heiligen, unter dem wir leiden, das Gespräch mit ihnen nicht aufzugeben, ist ein tief christliches Anliegen, das kurz begründet werden muß. Gewiß enthält das Christentum auch eine Lehre, und es ist bedeutsam, über diese Lehre Bescheid zu wissen, weil sie viel zur Orientierung des Daseins beiträgt. Freilich ist die christliche Lehre allezeit von heftigen Diskussionen umbrandet; sie führte auch zu theologischen Streitigkeiten, die auf die Menschen abstoßend wirkten. Die Heiligen dagegen verstanden das Evangelium vor allem als einen Weg und nicht als ein intellektuelles Lehrgebäude. Christus selbst bezeichnet sich als ‚der Weg‘. Die ersten

Anhänger wurden ‚die Sekte des Weges‘ benannt, und den Weg zu finden ist das Gebot der Stunde. Modern ausgedrückt, will das besagen: Das Christentum ist in erster Linie eine Existenzmitteilung und erst in zweiter Linie ein dogmatisches System. Es geht in ihm nicht um Theorien, und mögen sie noch so geistreich, interessant und tief sinnig sein. Dies alles ist Ablenkung. Die große Frage in unserem Gespräch mit den Heiligen geht dahin, ob das Christentum im heutigen Leben noch realisierbar ist. Wie gestaltet sich diese Verwirklichung konkret in unserem Dasein? Darauf haben die Heiligen mit ihrer Existenz unwiderlegbar geantwortet, indem bei ihnen reale, urtümliche Glaubenserfahrungen vorliegen, was etwas wesentlich anderes ist als bloße Behauptungen“. (S. 12-13)

Mario Hiriart wird uns eine gelebte Antwort auf die Frage geben, die heute allen auf den Nägeln brennt, nämlich, wie man konkret das christliche Lebensideal verwirklichen kann. Und was wir dann bei Mario Hiriart wie im „ausgezeichneten Falle“ bestaunen und bewundern können, das hilft uns, auf dem von ihm aufgezeigten Wege weiterzuwandern.

Damit hätten wir die Voraussetzungen geschaffen, um alles das verstehen zu können, was wir im folgenden uns von Mario Hiriart selber sagen lassen wollen. Der Leser darf nur nicht vergessen, daß wir bisher mit unseren Darlegungen nur einführen wollten in alles das, was bei Mario der Beschauung vorausgegangen ist. Die Beschauung selbst und ihr langsames Aufbrechen in Mario ist unser Thema. Wir werden bald in die tiefen Schächte seiner hochentwickelten Gottes- und Marienliebe hinabsteigen, um uns von ihm entzünden zu lassen zu ähnlicher geistlicher Trunkenheit.

Als Mario Hiriart mit seiner Gruppe der Gralsritter im September 1951 in Quimavida in einer Ackerbauschule eine Tagung abhielt, da konnte noch niemand ahnen, daß sich schon bald in ihm der Übergang anzeigen würde zu dem, was wir Beschauung nennen. Damals sprachen wir sehr intensiv vom Geiste der evangelischen Räte für den modernen Laien in der Welt, also vom Geiste der Armut und Einfachheit, vom Geiste der Keuschheit und marianischen Ritterlichkeit, vom Geiste des Gehorsams und der echten Solidarität in einem Gemeinwesen. Wohl gemerkt, man sprach nicht von klösterlich-monastischer Armut, Keuschheit und Gehorsam, sondern von der geistigen Haltung des inneren Freiseins von jedweder ungeordneten Anhänglichkeit an die Güter dieser Erde, an die Genüsse der Sinne, an den eigenen Willen. In langen Diskussionen hatten die Studenten der Gruppe von Mario Hiriart die Grundsatzansprachen am Morgen und Abend vom Standesleiter auf ihr alltägliches Leben anzuwenden gesucht. Sie wollten sich einen eigenen schönstättischen Lebensstil erarbeiten. Edle Hochherzigkeit

bestimmte die Diskussionen. Jedoch zeigte sich bei Mario Hiriart dann nachträglich immer wieder, wie er alles nacharbeitete und sich immer wieder die Frage vorlegte: „Mutter, lebe ich das nun auch wirklich?“

Mario Hiriart war einem religiösen Realismus zugetan. Ihm gefiel es nicht, allzuviele Worte zu machen. Um so mehr aber sah er seine Treue zu Maria im Liebesbündnis mit ihr in den vielen kleinen und konkreten Beiträgen zum Gnadenkapital, um die Bedingung Mariens einzulösen: „Beweist mir erst, daß ihr mich wirklich liebt . . . !“ Dann aber hat ihn die Gnadenmutter von Schönstatt auch umgewandelt in all das, was wir noch bestaunen werden, wenn wir unser Thema über seine Beschauung in der nächsten Nummer fortsetzen. Dann werden wir verstehen, was es auf sich hat mit der neu gestalteten und somit lebensnahen, erdnahen und menschnahen Gottesliebe auf der Höhe der Beschauung. Gelingt es uns in den folgenden zwei Fortsetzungen den Leser davon zu überzeugen, daß sich im Leben von Mario Hiriart und in seiner Seele ein Gnadenaufbruch in diesem Sinne vollzogen hat, würde auch für uns alle im Blick auf ihn gelten, was Walter Nigg von dem Leitbildcharakter der Heiligen zur Rettung des Abendlandes überhaupt sagt: „In der skizzierten Notsituation bleibt die Frage nach dem wahren Leitbild vordringlich. Sie darf unter uns nicht zur Ruhe kommen, bis sie eine erfüllende Antwort gefunden hat. Dieses Leitbild kann nicht der Held sein, da er einen allzu leichtfertigen Mißbrauch ausgesetzt ist. Vielmehr ist dieses Leitbild nur der Heilige, weil einzig er dem Maß der abendländischen Christenheit entspricht. Die Aussage besteht noch heute zu Recht, obschon der Heilige scheinbar dem modernen Menschen aus den Augen entschwunden ist. Doch ist dies nur eine vordergründige Wahrnehmung, der tiefere Hintergrund wird von einem Wort Albert Camus' blitzartig erhellt: ‚Ohne Gott ein Heiliger sein, das ist das einzig wirkliche Problem, das ich heute kenne.‘ Natürlich ist dies gerade nicht möglich, weil der Heilige doch die Öffnung darstellt, durch die Gott zu den Menschen herabsteigt und durch die der Mensch zum Ewigen emporschauen kann. Aber die erwähnte Äußerung Camus' weist auf die unterirdische Sehnsucht der atheistischen Epoche hin: die Frage nach dem Heiligen wird auch in ihr immer noch als ‚das einzig wirkliche Problem‘ empfunden. Keine Gesellschaftsordnung und kein Wohlfahrtsstaat kann auf die Dauer auf die Erfüllung des anspornenden Leitbildes verzichten. Es besteht einzig und allein im Heiligen, weil im Leben letztlich, wenn alle Träume ausgeträumt sind, nur noch eines zählt, ein Heiliger zu sein. Mögen die Menschen gewöhnlich den Heiligen nicht verstehen, ihn zuweilen als ein Ärgernis von sich stoßen und heute ihn schnöde ins Altenteil abschieben, trotzdem bedeutet es eine der großen Stunden im Dasein eines Menschen, einem Heiligen real zu begegnen; alles andere kommt nicht auf gegenüber diesem Erlebnis.“

(Fortsetzung folgt)

Der Papst zum 25. Jahrestag von „Provida mater“

Zum 25. Jahrestag der Veröffentlichung der Apostolischen Konstitution „Provida Mater“, die das „Grundgesetz“ der Säkularinstitute in der Kirche darstellt, hielt der Hl. Vater am 2. Februar im Konsistoriensaal des Vatikans eine Ansprache, die nicht nur ob ihres Anlasses, sondern noch mehr ob ihres Inhalts besondere Beachtung verdient, da sie einerseits den gegenwärtigen Stand der Diskussion um die Säkularinstitute spiegelt und andererseits die Vorstellungen der obersten kirchlichen Autorität in dieser gerade auch für Schönstatt eminent wichtigen Sache erkennen läßt. Wir geben im folgenden eine Skizze der Ansprache und gehen danach in einigen Überlegungen auf ihre Bedeutung ein.

I.

Im ersten Teil beschäftigte sich der Hl. Vater zunächst mit einem tieferen Zusammenhang zwischen den Säkularinstituten und dem II. Vatikanischen Konzil. Wenn eines der wichtigsten Themen des Konzils die Beziehung der Kirche zur Welt und die Herausarbeitung ihrer spezifischen Verantwortung für die Welt von heute war, dann kann man nach der Auffassung Pauls VI. nicht übersehen, daß eine providentielle Übereinstimmung zwischen dem Charisma der Säkularinstitute und dieser wesentlichen Linie des Konzils besteht, ja daß die Säkularinstitute in dieser Hinsicht eine Art Vorwegnahme des Konzils bedeuten.

Die Säkularinstitute verdanken, wie der Papst ausführte, ihre Entstehung dem Bestreben, zwei Dinge in einer gelebten Synthese zu vereinigen: (a) eine volle Weihe des Lebens gemäß den evangelischen Räten, und (b) eine volle Verantwortung für die Welt, für ihre rechte Gestaltung, ihre Vervollkommnung und Heiligung. Damit aber wollten die Säkularinstitute nichts anderes verwirklichen als den Weltbezug der Kirche selbst, der ihr kraft ihrer Natur und Sendung innewohnt und zutiefst im Geheimnis des menschengewordenen Ewigen Wortes seinen Ursprung hat. Aus dem gleichen Grunde sind die Säkularinstitute die von der Vorsehung geschickten Werkzeuge, die den Geist dieser Weltverantwortung in sich selber inkarnieren und der ganzen Kirche vermitteln sollen. Ihnen ist, wie es etwas später heißt, die

Sendung anvertraut, „ein Modell von unermüdlicher Antriebskraft zu sein für das neue Verhältnis, das die Kirche gegenüber der Welt und für die Welt zu verwirklichen sucht.“

Hier kann man bereits sagen: Der Papst hat damit den Säkularinstituten innerhalb der Kirche der Gegenwart und für ihre Zukunft einen Stellenwert zugesprochen, wie er kaum bedeutender sein kann. Über eine nicht genügende Einschätzung seitens des Hl. Vaters können die Säkularinstitute sich daher nicht beklagen.

Im zweiten Teil der Ansprache ging Paul VI. auf die Frage ein, wie die Säkularinstitute ihre im ersten Teil umrissene Sendung für Kirche und Welt zur Tat werden lassen können, und er gab darauf die Antwort durch den Hinweis auf die „doppelte Wirklichkeit“ der Säkularinstitute: auf ihr geweihtes Leben gemäß den evangelischen Räten und auf ihren betonten Bezug zur Welt, ihre eigentümliche „Weltlichkeit“. Dabei setzte der Papst das Leben nach den evangelischen Räten gut ins Licht: es ist für ihn Ausdruck der ungeteilten Zugehörigkeit zu Christus und zur Kirche sowie einer ungebrochenen, radikalen Hinwendung zur Heiligkeit und damit der Überzeugung, daß es im letzten Christus allein ist, der mit seiner Gnade das Werk der Erlösung und Umwandlung der Welt vollbringt. Im einzelnen zeigte der Hl. Vater auf, wie aktuell die evangelischen Räte gerade in der heutigen Welt sein können: die Ehelosigkeit als Übung und Beispiel der Selbstbeherrschung und des Lebens im Geiste, das sich auf die jenseitigen Wirklichkeiten richtet in einer Welt, die sich auf sich selbst zurückzieht und den eigenen Trieben ungehemmte Freizügigkeit gestattet; die Armut als Modell für das rechte Verhältnis zu den geschaffenen Dingen und ihren Gebrauch; der Gehorsam schließlich als Zeugnis für die demütige Annahme der Mittlerfunktion der Kirche und, allgemeiner gesprochen, der Weisheit Gottes, die sich bei der Leitung der Welt der Zweitursachen bedient.

Haben diese Aussagen des Papstes über das geweihte Leben nach den evangelischen Räten schon ein beträchtliches Gewicht, so liegt der Schwerpunkt seiner Ansprache klarer Weise bei seinen Ausführungen über die „Weltlichkeit“, den Weltcharakter der Säkularinstitute. Damit entsprach der Hl. Vater dem Stand und dem zentralen Bedürfnis der Diskussion, die seit Jahren um das Selbstverständnis der Säkularinstitute im Gange ist.

Weltlichkeit (Säkularität) ist nach Paul VI. die besondere Weise der Beziehung zur Welt, wie sie den Säkularinstituten im Unterschied zu den Orden eigen ist. Sie bedeutet nicht einfach nur eine soziologische Befindlichkeit und ist überhaupt nicht nur etwas Äußerliches; der Papst bezeichnet sie als eine Haltung: eine Anwesenheit in der Welt, gepaart mit einem Verantwortungsbewußtsein, das der Welt dienen, sie nach dem Willen

Gottes zu einer gerechteren und menschlicheren Ordnung gestalten und von innen her heiligen will. Zu dieser Haltung gehört an erster Stelle die Achtung vor der legitimen Autonomie der Welt, vor ihren Werten und Gesetzen. Daraus ergibt sich, daß die Naturordnung ernst zu nehmen ist — von den Säkularinstituten auch in der Weise, daß die Naturordnung mit ihren Erfordernissen sich auswirkt auf ihre Spiritualität, ihre Ausbildung, ihre Aszese, ihre Struktur, ihre äußere Form und ihren aktiven Einsatz. Darin sieht der Papst eines der bedeutenden Elemente des Charakteristikums der Säkularität. So auch wird für ihn die Forderung von „Primo feliciter“ erfüllt, daß der Weltcharakter in allen Dingen wiederstrahlen müsse (Primo Feliciter II, in: J. Beyer, Die kirchlichen Urkunden für die Weltgemeinschaften, Einsiedeln 1963, S. 44 ff.)

Von den verschiedenartigen Bedürfnissen und den unterschiedlichen Einsatzmöglichkeiten in der Welt her leitete der Hl. Vater sodann einen Pluralismus in den Verwirklichungsformen des Ideales der Säkularinstitute ab. Er sprach von „einzelnen und gemeinsamen, verborgenen und öffentlichen“ Formen, die für die Säkularinstitute und ihre Mitglieder möglich seien. „Die Vielfalt Eurer Lebensformen erlaubt Euch, verschiedene Gemeinschaftsformen einzurichten und Eurem Ideal in unterschiedlicher Umgebung und mit den verschiedensten Mitteln Leben zu verleihen, auch dort, wo man für die Kirche nur einzeln, verborgen und schweigend Zeugnis ablegen kann.“

Im dritten und letzten Teil wandte der Papst sich den Priestern und priesterlichen Säkularinstituten zu, einer besonders schwierigen Frage, wie jeder Kundige weiß.

Zunächst traf der Papst die nicht unwichtige Feststellung, daß priesterliche Säkularinstitute durchaus vorgesehen sind, angefangen von „Primo feliciter“ (1948) bis zum Dekret „Perfectae Caritatis“ des II. Vatikanischen Konzils (1965). Darauf bescheinigte er dem Priester als solchem ebenfalls einen wesentlichen Weltbezug, der sich, im Unterschied zum Laien, allerdings nicht in einer direkten und unmittelbaren Verantwortung und Tätigkeit in der zeitlichen Ordnung, sondern in der Ausübung seines priesterlichen Dienstes und durch seine Rolle als Erzieher zum Glauben äußert. Schließlich kam der Papst auf die bekannte Problematik der Priester-Säkularinstitute zu sprechen. Sie besteht für ihn darin, daß es einer dreifachen Forderung gerecht zu werden gelte: der Forderung nach Weltlichkeit, der Forderung nach engstem Kontakt mit dem Institut und der Forderung nach Abhängigkeit vom Diözesanbischof. Die Studien, die zur Lösung dieses Problems gerade durchgeführt werden, will der Hl. Vater, wie er ausdrücklich betonte, nicht beeinträchtigen, sondern ermutigen. Doch stellte er zwei Punkte auf, die ihm besonderer Erwägung wert erscheinen: (a) Keine Lösung dürfe im min-

desten die Rechte des Bischofs antasten; (b) der Mensch sei in seinem Tun eine seelisch-personale Einheit; die spirituelle und pastorale Dimension lasse sich nur begrifflich unterscheiden.

Zum Schluß rief der Papst den Vertretern der Säkularinstitute zu: „Die Kirche bedarf Eures Zeugnisses! Die Menschheit wartet darauf, daß die Kirche immer mehr jene neue Einstellung gegenüber der Welt verkörpert, die in Euch kraft Eurer geweihten Weltlichkeit in ganz besonderer Weise leuchten muß!“

II.

Eine Würdigung der Papstansprache muß an erster Stelle auf ein Faktum aufmerksam machen, auf das der Hl. Vater zwar nicht ausdrücklich zu sprechen kam, das aber aus dem Text als ganzem hervorgeht: daß nämlich die Konstitution „Provida Mater“ nirgendwo in Frage gestellt wird, sondern fraglos als kirchliche Grundlage für die Säkularinstitute anerkannt bleibt und damit in ihrer Fortgeltung für die Zukunft bestätigt ist. Das ist nicht immer selbstverständlich gewesen. Seit 1947 hat es nicht an Überlegungen und Bestrebungen gefehlt, die auf eine Ablösung von „Provida Mater“ und ihre Ersetzung durch ein neues, wie man meinte brauchbares, päpstliches Dokument ausgingen. Der Papst hat sich solche Gedanken nicht zu eigen gemacht. Wohl aber hat Paul VI. in seiner Ansprache eine Klärung und Vertiefung bestimmter Aussagen von „Provida Mater“ vorgenommen. Auf sie wollen wir nachstehend etwas näher eingehen. Sie liegen u. E. in folgenden Ausführungen vor: 1. zur Frage der evangelischen Räte in den Säkularinstituten, 2. zum Begriff der Weltlichkeit, 3. zum möglichen Pluralismus der Formen und 4. zu den Priester-Säkularinstituten.

1. Wie in der Kirche überhaupt, so war in den letzten Jahren auch in den Säkularinstituten mancherorts die Frage nach der Berechtigung des Redens von drei evangelischen Räten und nach ihrem Sinn für das Leben in den Instituten aufgekommen. Der Papst hat nun seinerseits bekundet, daß er die traditionellen Räte nach wie vor als konstitutives Element des Lebens der Institute ansieht. Zugleich unternahm er den Versuch, die Räte für das heutige Leben neu aufzuschlüsseln und gab dabei Hinweise, die aufzugreifen sich durchaus lohnen würde. Von einem Leben nach den evangelischen Räten, wie Paul VI. es in einigen grundlegenden Strichen zeichnete, könnte ein höchst notwendiger und hilfreicher Beitrag zur Vervollkommnung und Heiligung der Welt von heute ausgehen.

2. Wer mit der Diskussion um die Säkularinstitute vertraut ist, weiß, daß keine Frage mehr im Brennpunkt steht, aber auch keine sachlich mehr Gewicht hat als die nach der „Weltlichkeit“. Hierzu hat der Hl. Vater Äußerungen getan, die eine wirkliche Hilfe und einen Fortschritt im Sinne der

Erhellung des Begriffes der Weltlichkeit darstellen. Während bisher der Charakter der Weltlichkeit vielfach in einer ganz bestimmten Position und Funktion in der Gesellschaft gesehen und mit ihr geradezu identifiziert wurde, nämlich mit dem Alleinstehen in der Welt und der Ausübung eines weltlichen Berufes, so stellt die Papstansprache heraus, daß Weltlichkeit nicht nur und nicht in erster Linie in einem solchen soziologischen Umstand, sondern vor allem in einer Haltung zu sehen ist, und zwar in der Haltung der Verantwortlichkeit, in einem Verantwortungsbewußtsein für die Welt, ihre rechte Gestaltung, ihre Vervollkommnung und Heiligung. Paul VI. bringt die Weltlichkeit in Zusammenhang mit der legitimen Autonomie der Welt und damit mit jenem Begriff von Welt, wie er in der Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute erarbeitet worden ist. Weltlichkeit bedeutet das Ernstnehmen der Naturordnung, und dieses Ernstnehmen soll im Falle der Säkularinstitute auch dahin führen, daß der Naturordnung und ihren Erfordernissen in allen Bereichen der Institute Rechnung getragen wird, in der Ausbildung ihrer Mitglieder ebenso wie in ihrem Einsatz, in der Struktur der Institute ebenso wie in ihrer Spiritualität.

Aus der Sicht Schönstatts darf man sagen, daß in dieser Konzeption von Weltlichkeit eine große Nähe zu dem Verständnis von Weltlichkeit vorliegt, wie Pater Kentenich es entwickelt hat. Paul VI. und der Gründer Schönstatts haben offenbar in ihren Überlegungen zur Weltlichkeit einen gemeinsamen Ansatz und denken in der gleichen Richtung. Dabei hat Pater Kentenich den Ansatz zur Herausarbeitung des welthaften Charakters seiner Institute so präzisiert, daß Weltlichkeit neben der Haltung, die der Papst betont, und dieser vorausliegend, eine Seinswirklichkeit und eine Seinsaussage bedeutet, und zwar eine Seinswirklichkeit und Seinsaussage, die nicht nur von der Welt als Objekt der Bemühungen der Säkularinstitute, sondern auch von den Instituten selbst und deren Mitgliedern gilt. In diesem seinshaften Verständnis ist Weltlichkeit nichts anderes als die Natur der Schöpfung und des einzelnen Geschöpfes mit den zwei Seiten ihres Wesens: (a) mit ihrer legitimen Autonomie, kraft deren sie sich nach dem Willen des Schöpfers eigen-gesetzlich entwickelt bzw. vom Menschen entwickelt werden kann, und (b) mit der ihr immanenten, durch die Sünde zwar schwer getroffenen und von Christus wiederhergestellten Gottbezogenheit. Die so umschriebene Weltlichkeit nahm Pater Kentenich zur Grundlage seiner Institute. Diese heißen nicht bloß deshalb weltlich, weil die Welt Gegenstand ihrer Tätigkeit ist oder weil sie der Naturordnung in ihrem Apostolat sorgfältigste Beachtung zuteil werden lassen, sondern weil sie sich selbst als ein Stück weltlicher Wirklichkeit erkennen, das sie heiligen und zum Werkzeug der Heiligung der Welt gestalten, ohne andere Bindungen in Anspruch zu nehmen als jene, die in der gottgeschaffenen, von der Gnade Christi geheilten und erhobenen

Natur selbst gegeben und erfordert sind. (Eine nähere Erörterung dieses Verständnisses von Weltlichkeit bietet A. Menningen, Christ in welthafter Existenz, besonders in Teil I und Teil II.)

3. Auch dem Votum des Papstes für einen Pluralismus der Verwirklichungsformen der Idee der Säkularinstitute kommt auf den Hintergrund der bisherigen Diskussion über dieses Thema erhebliche Bedeutung zu. Damit hat das Grundanliegen der Resolution der Arbeitsgemeinschaft der deutschsprachigen Säkularinstitute vom Juni 1967 in Stuttgart und ähnlicher Entschlüsse auf dem internationalen Kongreß der Säkularinstitute in Rom 1970 die Anerkennung der höchsten kirchlichen Autorität gefunden. Danach verlangen Idee und Ideal der Säkularinstitute nicht, wie das von bestimmter Seite immer wieder gefordert worden war, daß die Mitglieder der Institute in radikaler Zerstreuung und Vereinzelung in der Welt leben, und ebenso gehört es nicht zum Wesen der Säkularinstitute, gegenüber Welt und Kirche ein möglichst vollkommenes Inkognito zu üben. Der Papst stellt fest, daß verschiedene Formen der Verwirklichung möglich sind: einzelne und gemeinsame, verborgene und öffentliche. Das heißt aber, daß Idee und Ideal der Säkularinstitute in allen diesen Formen echt verwirklicht werden können.

4. Die Bedeutung der Aussagen des Hl. Vaters über die priesterlichen Säkularinstitute ist zunächst darin zu sehen, daß er die Möglichkeit solcher Institute bejahte und damit auf Einwände, die laut geworden waren, eine positive Antwort gab. Die beiden von ihm herausgestellten Orientierungspunkte sollen nach seinen eigenen Worten als Hilfe zur Lösung der noch ungeklärten Schwierigkeiten um die Priester-Säkularinstitute verstanden werden. Das Grundproblem, dessen Bewältigung hier vor allem noch offen ist, ist das der Weltlichkeit oder steht doch in enger Beziehung dazu. Solange Weltlichkeit im Falle des Priesters identisch gesehen wird mit der Zugehörigkeit zum Presbyterium eines Bischofs und einer Diözese, wird es schwer sein, sich Priester-Säkularinstitute vorzustellen, deren Mitglieder in das eigene Institut inkardiniert sind. Würde sich aber zeigen, daß die oben skizzierte Weltlichkeit auch auf den Priester zutrifft, so wäre ein Priester-Säkularinstitut auch dann wirklich „säkular“, wenn die Mitglieder in ihrem Institut und nicht in einer Diözese inkardiniert sind. Die Rechte der Bischöfe, die dem Hl. Vater sehr am Herzen liegen, müßten dabei keine Beeinträchtigung erfahren.

E. M.

Buchbesprechungen

„DIE NATUR DER MENSCHLICHEN Sexualität“ betitelt Dr. Dr. Georg Siegmund ein Buch, das er 1971 herausbrachte. Das Buch war schnell vergriffen und ist nun erweitert neu erschienen. In dieser neuesten Ausgabe ist es eine kleine Enzyklopädie seines Faches geworden. Siegmund versteht es reichlich Fachliteratur aus der Medizin, der Anthropologie, Soziologie, Psychologie, Verhaltensforschung, Völkerkunde und natürlich auch der Sexualforschung zu verwerten und gut auszuschnöpfen. Zu jeder Einzelfrage läßt er die Fachleute sprechen. Aber er übernimmt nicht einfach alle Auffassungen, sondern weiß sie kritisch zu beurteilen, wobei er aber nicht selten wiederum auch Fachgelehrte die Gegenpositionen darlegen läßt.

In der eigentlichen Sexual- und Ehemoral vertritt der Autor den Standpunkt der angestammten Ehemoral der Kirche. Allerdings fordert Siegmund für die traditionelle Moralauffassung der Kirche einen Unterbau, der aus weiteren Zusammenhängen hinführen muß zu den Gründen und Begründungen der Moralforderungen. Er zitiert für sein Vorhaben Viktor von Gebstättel: „Beim Menschen gibt es keine einfach instinktiv geregelte Triebnatur, die sich als eigenständiger Wuchs von einem Überbau einer Kultur-Persönlichkeit abheben ließe“ (S. 31).

Die biologische Anthropologie übersieht nach Dr. Siegmund einfach, was am Menschen wesentlich anders ist als beim Tier. Der Zoologieprofessor Kinsey hat mit seinen Reportern dadurch verheerenden Wirrwarr angestiftet, daß er für Natur und natürlich ansah und hinstellte, was die meisten Menschen, die er mit seinen Statistiken erreichte, tun und praktizieren. Siegmund hält sich lange auf bei Einzelfragen und nimmt sich auch Zeit die Fachliteratur sprechen zu lassen. Aber er weiß sie dann auch zu nützen, um aus dem jeweiligen Fachbereiche langsam ansteigend seine Grundthese zu erarbeiten: nämlich die wirkliche Natur und Naturordnung der menschlichen Sexualität zu klären. Schon gegen Ende des ersten Kapitels kann der Autor feststellen: „Natur besagt eine innere aktiv gewordene und aktiv sich durch-

haltende Zielordnung eines vielschichtigen Lebewesens, hier besonders im Menschen. In der Natur ist auch eine verpflichtende Norm enthalten“ (S. 83). Und weiter: „Die von der Seele beherrschte Leib-seelische Wirkeinheit ist jene ‚Natur‘, welcher bereits der Begründer der abendländischen Medizin, Hippokrates, die zielausgerichteten Steuerungsvorgänge wie das Heilungsbestreben zuschrieb“ (S. 83).

Der Sexualtrieb des Menschen steht unter der zentralen Naturordnung des Gesamtmenschen, sodaß er der Steuerung durch die Seele bedarf. Wer den Menschen nicht so sieht, der verfällt wie heutige Biologen nicht selten dem Vorhaben, die „Bio-Masse“ des Menschen als Kunstprodukt zu manipulieren und beliebig umstrukturieren zu wollen. An verschiedenen Stellen seines Buches läßt Siegmund deutlich werden, daß leider heute auch viele Theologen an der Aufweichung des Naturgesetzes arbeiten und die Unsicherheit z. T. hochgestellte kirchliche Persönlichkeiten erfaßt hat. Aber unser Autor läßt sich nicht irremachen und kann durch alle Fachliteratur hindurch der angestammten Lehre der Kirche vom Naturgesetz — wir würden sagen vom „ordo essendi“ — neue Argumente zu ihrer Begründung anführen. So legt er überzeugend dar, daß das eben erst geborene Kind schon beim ersten Saugen der Muttermilch sich ganz anders verhält als irgendein Tierjunges, weil das Kind „geistig“ dazu ange-regt werden muß. Er legt auch überzeugend dar, daß der menschliche Embryo schon geistige Tätigkeiten ausübt, die beim Tiere niemals festzustellen sind. Der menschliche Sexualtrieb ist auf der einen Seite viel weniger triebgebunden als beim Tiere, während er andererseits einen starken Überschuß an sinnlicher Antriebskraft zeigt. Schon hier rührt Siegmund an eine auf höherer Ebene zu verwertende Energie, wenn menschlicher Eros sich mit den affektiven Energien geistiger Liebe verbindet.

Siegmund bleibt lange stehen bei Einzelfragen seines Themas, vor allem auch bei den Verirrungen der menschlichen Sexualität. Dann aber versteht er es auch wieder, nachdem er die Fachliteratur gehört hat, Grundlagen seiner eigenen Position zu sichten und zu sichern, die, über die reine

Phänomenologie hinausstrebend, letzte Sinnzusammenhänge verständlich machen. In den beiden letzten Kapiteln seines Buches gelingt es ihm letzte „Meta“physik zu entschleiern. Im Kapitel „Sexus und Gott“ strebt er eine bis ins Religiöse aufsteigende Deutung der Polarität der Geschlechter an. Mag auch hier nicht alles schon unantastbare Weisheit sein, so doch ein durchaus gelungenes Bemühen, die menschliche Sexualität aus dem Geistigen zu verstehen. Ähnlich ist es im letzten Kapitel des Buches: Homosexualität. Hier stößt unser Autor vor bis zu dem unausrottbaren Suchen des Menschen nach dem Absoluten. Damit sprengt Siegmund den engen Rahmen einer zu isoliert gesehenen Sexualität und versteht schließlich die Verirrungen der verschiedenen Formen der Homosexualität als frustrierten Unendlichkeitsdrang des Menschen, der seinen Gegenstand, nämlich Gott, verfehlt hat. Das weiß Siegmund deutlich zu machen an den Verirrungen von André Gide und Oskar Wilde, die selber über ihr eigenes Laster geschrieben haben. Aber auch ganz allgemein stellt Siegmund fest: „Wo die Eigenart des Geistigen zerfällt und insbesondere der religiöse Halt im Glauben an einen persönlichen Schöpfergott schwindet, da zieht der Sexus die freigewordenen Energien auf sich“ (S. 60). Und weiter: „Zügellosigkeit des Trieblebens beim Menschen ist eigentlich gar nicht ‚tierisch‘, wie man so oft sagt, vielmehr ist sie typisch ‚menschlich‘, ist doch für den Menschen sexueller Triebüberschuß charakteristisch, nicht für das Tier“ (S. 60).

Im ganzen gesehen ist das Buch von Siegmund eine Wohltat neben all dem wissenschaftlich getarnten Dilettantentum sehr vieler Bücher zu diesem Thema — selbst von Theologen. Der Autor bricht eine Lanze für den unverrückbaren „ordo essendi“, die Seinsordnung menschlicher Sexualität, er steht zur Ehezyklika Pauls VI.,

er eröffnet neue Zugänge zum Verständnis der Erbsünde, die er mutig noch so nennt. Auch legt der Verfasser die Grundlagen und den Unterbau für die Sexual- und Ehemoral der Kirche, die er im ersten Kapitel fordert. Bei allem erweist Siegmund sich als bewandeter Bibeltheologe, der modernen, nicht bewiesenen Theorien nicht zum Opfer fällt. Das wird vor allem deutlich auf den Seiten 243 bis 247, wo er den Nachweis führt, daß der Apostel Paulus ganz im Sinne des Alten Testaments denkt und in seinen Auffassungen über Sexual- und Ehemoral keineswegs griechisch infiziert ist.

Überhaupt liegt ein hoher Wert des Buches darin, daß Siegmund zeigt, wie weitgestreute Erkenntnisse vieler anderer Fachwissenschaften durch die gesunde, angestammte Theologie der Kirche wieder zu einer Einheit und zu einem harmonischen theozentrischen Ordnungsbild zusammengefügt werden können, ohne die angestammte Theologie in ihren Grundpositionen aufzugeben. Auch in dieser Perspektive weist das sonst partikuläre Thema der menschlichen Sexualität weit über sich hinaus.

Aus der Sicht Schönstatts möchte man wünschen, daß die personale Grundgestimmtheit des Menschen deutlicher ins Spiel gebracht worden wäre. Ferner vermißt man, daß die menschliche Sexualität, die eingebettet ist in die Gesamtpersönlichkeit und von daher auch gesteuert werden will, nicht dargestellt wird in ihrer konkreten Integrierung durch die Liebe zum lebendigen, persönlichen Gott. Hier liegt der Mangel des Buches. Aber das ändert nichts an dem vollen Lob, das den Ausführungen Siegmunds gebührt.

Georg Siegmund, *Die Natur der menschlichen Sexualität*, Würzburg: Verlag W. Naumann, 304 S., DM 18,00.

Benito Schneider

DIE TATSACHE EINER SICH STETS wandelnden Jugend läßt Erzieher, Seelsorger, Psychologen nach dem jeweils konkreten Erscheinungsbild der gegenwärtigen Jugendgeneration fragen. Aus der Perspektive mehr als zehnjähriger Erfahrung im Umgang mit Jugendlichen sucht W. J. Revers in dem Band „Frustrierte Jugend“

die „Probleme des Jugendalters der Gegenwart“ (S. 13) hinsichtlich der spezifischen Gefährdungen zu umreißen. Durch die kasuistische Analyse konkreter, exemplarischer Einzelschicksale von Jugendlichen erhellt der Autor die innere Problematik jugendlichen Werdens. Wenn auch die Jugendpopulation einer mittleren Großstadt

der Jahre 1954-1965 erfaßt wird und daher vom Verfasser selbst die Möglichkeit einer nur begrenzten Gültigkeit der Ergebnisse seiner Erkundung von vornherein in Betracht gezogen wird (vgl. S. 14), so bietet die Studie, die sich insbesondere mit den Formen des „Scheiterns“ von jungen Menschen auseinandersetzt, gerade für den, der ständig mit ihnen umgeht, neben der anschaulichen Problemanalyse eine integrierende Zusammenschau der wesentlichen Größen, die den jugendlichen Werdeprozeß beeinflussen: die Mutter als die „Matrix der Liebe“ (S. 21) und Garant der Geborgenheit; der Vater in seiner wesensgemäßen Rolle als Förderer der Selbstverwirklichung des Kindes, des Jugendlichen, aber auch in seinen Fehlformen als eine im Grunde ohnmächtige, abwesende „Autorität“ oder als eine anmaßende „usurpierte Autorität“ (S. 86); auch finden sich Hinweise auf eine Werdenot von Jugendlichen, die aus einem Mangel an letzter „metaphysischer Orientierung“ (S. 114) herrührt. Außer einigen methodischen Ausführungen zur kasuistischen Betrachtungsweise gliedert sich das Buch in fünf Sinnabschnitte: I. „Frühe Störungen des Werdens“; II. „Gestörte Reife von Schwererziehbaren“; III. „Kriminelles Verhalten als Notsignal des Werdens“; IV. „Ausreißen, Flucht aus der Unfreiheit“; V. „Streunen, ein Schleichweg in die Freiheit“. In diesen Kapiteln werden die in der Praxis vorkommenden Entwicklungsstörungen anhand konkreter Einzelschicksale behandelt. Für viele auch im „normalen“ Erziehungsraum vorkommende Schwierigkeiten wird dadurch der psychologische Hintergrund, die zugrundeliegende Dynamik erschlossen. Die Art der Darstellung regt zum Engagement in der psychologisch orientierten pädagogischen Hilfe an und vermeidet eine neutralisierende, verwissenschaftliche Einstellung und unpersönliche Distanz im konkreten Umgang. Gerade

wegen der wachsenden Vielfalt psychischer Schwierigkeiten im Jugendalter, wenn sie auch bereits neue Formen hervorbringt, sich in einer neuen Jugendgeneration artikuliert, ist die von Revers angezielte individuelle Analyse und ihre Rückführung auf zunächst noch in der Erkundungsebene gesicherte Grundprobleme der Versagung, der „Frustration“ elementarer Bindungen für den praktischen Erzieher besonders hilfreich. Die inzwischen eingetretene historische Distanz zur untersuchten Jugendgeneration erleichtert das Verständnis, bietet aber auch Hilfen für die ganz aktuelle Gegenwartsanalyse. Die Studie soll mit einem zweiten theoretischen Band fortgesetzt werden, der im laufenden Jahr erscheint.

Prof. Revers, Vorstand des Psychologischen Institutes der Universität Salzburg, liefert in dieser „Bestandsaufnahme“, in der vor allem der Zusammenhang von affektiver Bindung und Selbstverwirklichung theoretisch relevant ist, manche Bestätigung der Lehre vom „natürlichen Bindungsorganismus“ bei Pater Kentenich. Auf die Bedeutung der Väterlichkeit und Vaterschaft im Raum der Erziehung und der Gesellschaft als einer Komponente dieses Bindungsorganismus hatte Revers bereits auf der Oktobertagung 1965 in Schönstätt hingewiesen (vgl. REGNUM 1966/3, S. 101-108). Auch die Integration aktueller Erscheinungsformen bei der Jugend in Verbindung mit überdauernden Grundlagen des jugendlichen Werdeprozesses, wie sie Pater Kentenich in den pädagogischen Tagungen der Jahre 1931, 1950 und 1951 insbesondere liefert, findet durch den gleichen Absatz bei Revers eine Stütze.

Wilhelm J. Revers, *Frustrierte Jugend. I. Fälle und Situationen*, Salzburg: Verlag Otto Müller 1969, 224 S., DM 20,00.
H. M. Czarkowski

SOLLEN ELTERN HEUTZUTAGE IHRE Kinder überhaupt noch in einer bestimmten Religion erziehen? Beschneiden sie damit nicht deren höchstes Gut, die persönliche Freiheit? Und wenn sie ihren Kindern den ihnen kostbarsten Besitz, einen lebendigen Glauben, weitergeben wollen, wie sollen sie es tun? Die vertieften Erkenntnisse über den Menschen und sein geistig-seelisches Wachstum haben vielen Eltern

den Mut genommen, nach den überkommenen Traditionen auch ihre eigenen Kinder zu erziehen, und neue Möglichkeiten religiöser Erziehung konnten sie selbst nirgends erleben. Aus der daraus resultierenden Unsicherheit und Verworrenheit heraus einen für möglichst viele Eltern gangbaren Weg zu bahnen, unternimmt Marielene Leist mit ihrem bei Herder erschienenen Taschenbuch „Erste Erfahrungen

mit Gott". Die Autorin läßt keinen Zweifel aufkommen, daß gerade die religiöse Erziehung zur Grundlage aller Erziehung überhaupt gehört — und das vom ersten Lebenstag an. Denn dort beginnen die unersetzlichen Erfahrungen des Kindes von Liebe, Geborgenheit und Vertrauen. Fehlt hier die Rückkoppelung über die Eltern hinaus an Gott, so gehen dem Kind vor- und unterbewußte Bereiche verloren, deren Fehlen eine Ausrichtung auf Gott hin und eine nach und nach sich vollziehende Reifung dieser personalen Hinwendung zu Gott (die in besonders begnadeten Fällen in mystischer Schau gipfeln kann) erschwert, wenn nicht gar unmöglich macht.

Frau Leist betrachtet zunächst die religiöse Erziehung bis zum Alter von etwa 3-4 Jahren, im 2. Teil die darauffolgende Phase bis zur ersten Schulzeit. Der Grundtenor ihrer Ausführungen — den sie von ihrer pädagogisch-psychologischen Wissenschaft her und durch die Erkenntnisse in der Erziehung ihrer eigenen vier Kinder gewinnt — stimmt mit dem überein, der bei jeglicher Erziehung am ehesten zum Ziel führt: nur was dem Kind Freude macht, wird ihm zum prägenden Erlebnis, das sich in tragende, das Leben durchstehende Haltungen umwandeln kann. An mannigfachen Beispielen und Vergleichen heutiger mit früherer religiöser Kindererziehung wird dargestellt, wie im Kind Freude an der Begegnung mit dem „großen, guten Gott“ geweckt werden kann. Überzeugend interpretiert und bewertet Frau Leist alte und neue Kindergebete und kritisiert die Leichtfertigkeit, mit der früher Gott und seine vermeintliche Beurteilung der Kinder und ihrer Taten in „Erziehung“ umgemünzt wurde. Die verbalen Äußerungen des religiösen Lebens nehmen in der Darstellung einen breiten Raum ein. Eltern, die selbst erleben, mit welcher Freude Kinder — auch sehr kleine — alle möglichen nicht oder nicht vorwiegend verbalen Äußerungen der Gottesliebe teilen und sich aneignen (gedacht ist z. B. an kindlich gestaltete Wallfahrten, Umzüge, Lichterprozessionen im eigenen Heim, Theaterspiele, Basteln etc.) mögen bedauern, daß sie wenig Anregungen dieser Art gibt, sondern sich mit kurzen Hinweisen begnügt (z. B. auf Singen und Malen). — Eine andere Frage erhebt sich für Eltern, die selbst geborgen sind im Glauben (was zwar nicht „zeitgemäß“ ist, aber dennoch vorkommt), aus der „puristisch“ anmutenden Themenauswahl der religiösen Einführung: späte Darstellung des liebenden Gottes als Vater wegen des schwierigen Vaterbildes unserer Zeit, späte Hinführung

zu den Engeln und Heiligen, Abstinenz von heiligen Zeichen wie dem des Kreuzes zum Segnen, weitgehende Ausklammerung von Ritus und Eucharistie zugunsten rein persönlicher und stets nur kindgemäß gehaltener Frömmigkeitsformen. Wenn Eltern „organischer“ handeln, d. h. ihre Kinder ruhig schon früh teilnehmen lassen an der ganzen Fülle des Glaubens — ohne durch Einzelheiten und deren Betonung oder gar diesbezügliche Forderungen Verwirrung in ihren Kindern zu stiften —, dann bergen sie sie gerade dadurch in ihrer eigenen Geborgenheit. Allerdings setzt diese Methode ein dauerndes Hinhorchen auf die Fragen und Wünsche des Kindes voraus, durch die es kundgibt, wo gerade jetzt eine Vertiefung seines Wissens und Verstehens nötig und vor allem möglich ist. Kindgemäßheit und anspruchsvolle „Überforderungen“ müssen sich auch hier die Waage halten wie in aller Pädagogik; beides ist in einer Reihe mehrerer verschieden alter Geschwister auch gar nicht auszuschließen. Frau Leist wendet sich an die Eltern, die Erfahrungen mit Gott haben und ihren Glauben zu leben versuchen. Ist dieser Glaube von katholischer Fülle und Buntheit — was die Autorin, die auch andere Konfessionen als die katholische ansprechen will, nicht voraussetzt, aber doch des öfteren ausdrücklich erwähnt —, warum sollte man dann die Kinder — einfühlsame, kindnahe, freiheitliche Führung vorausgesetzt — auf schmalere Ration setzen? Mysterium bleiben Keimen, Wachsen und Reifen des Glaubens als Haltung und göttliche Tugend so und so.

Trotz dieser kritischen Anmerkungen kann das Büchlein allen Eltern, denen die religiöse Erziehung ihrer Kinder am Herzen liegt, nur empfohlen werden. Je nach Temperament und persönlicher Ausrichtung werden sie darin wohlthuende Bestätigung eigener Versuche, Vertiefung und Klärung vage empfundener Kritik an früheren Erziehungsformen, aber in manchem auch den aus dem Gegensatz zur vorgetragenen Meinung resultierenden Anstoß zur Begründung der eigenen Pfade auf das gleiche Ziel hin finden. Besonders hervorgehoben sei schließlich die sehr reichhaltige Bibliographie über religiöse Kinderliteratur am Ende des Buches.

Marielene Leist, Erste Erfahrungen mit Gott. Die religiöse Erziehung des Klein- und Vorschulkindes, Freiburg: Verlag Herder 1971 (Herderbücherei Nr. 409), DM 2,90.

Renate Martin